

Band 1242

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Geheimbund Omega



Band 1242 • Deutschland 1,35 €

Österreich 1,60 € • Schweiz 2,70 CHF

Belgien 1,70 € / Luxemburg 1,70 € / Niederlande 1,70 € / Frankreich 1,70 €

Italien 1,70 € / Spanien 1,90 € / Griechenland 1,90 € / Portugal cont. 1,90 €



4 191914 201358



GEISTERJÄGER **JOHN SINCLAIR**

Die große Gruselserie von Jason Dark

JOHN SINCLAIR 1242

Geheimbund Omega

Niemand sah die Angst in den Augen des alten Mannes.

Steif wie der berühmte Ladestock stand er an der Kante des Bahnsteigs, den Blick nach vorn auf die gegenüberliegende Seite gerichtet.

Von links näherte sich die Bahn!

Zugleich schob sich eine unauffällige Person hinter den Rücken des Wartenden.

Die Menschen waren zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um auf ihre Nachbarn zu achten.

Die Person, die den alten Mann auf die Gleise stieß, fiel niemandem auf. Dann gellten entsetzte Schreie durch die Station ...

Der alte Mann schrie nicht. Fliegen! Ich kann fliegen! So jubelte es in ihm. Ich fliege dem Tod entgegen. Ich werde erlöst werden. Ich fliege hinein.

Es war sein letzter Gedanke. Die Schnauze der eisernen Schlange erwischte den Körper noch im Flug. Obwohl der Zug inzwischen langsamer fuhr, hatte der alte Mann keine Chance. Er wurde nicht zur Seite gedrückt, sondern nach vorn geschoben und weggeschleudert wie etwas, das man nicht mehr brauchte.

Erst dann landete er auf den Schienen.

Zu spät kam der Zug zum Stehen. Da war der alte Mann bereits verschwunden. Er lebte nicht mehr, und sein Körper sah auch nicht mehr so aus wie vor einer Minute.

Der Unauffällige aber war längst verschwunden...

Vorweihnachtszeit - Stresszeit!

Es ging wieder los. Die Menschen ließen es sich einfach nicht nehmen, sich wieder das Gleiche anzutun wie jedes Jahr. Da strömten sie in die City oder in die mit Geschäften gefüllten Stadtteile und überfüllten die Stadt.

Es war besser, wenn man seinen Wagen stehen ließ und mit den öffentlichen Verkehrsmitteln fuhr. Daran hatten auch wir uns gehalten. Zusammen mit Suko hatte ich mich an diesem Morgen in die U-Bahn gequetscht, die natürlich überfüllt war, so dass wir uns vorkamen wie Fische in der Dose. Hinzu kamen die Gerüche. Wer durch den Regen gelaufen war, dessen Klamotten hatten die Feuchtigkeit aufgesaugt und schienen entsprechend zu dampfen. Ich wusste nicht, wie viele Menschen, die sich um uns herum befanden, an diesem Morgen geduscht hatten, aber viele konnten es nicht sein, denn was sie ausstrahlten war nicht eben für empfindliche Nasen gedacht.

Es gab allerdings auch das Gegenteil.

Parfüm der verschiedenen Marken. Düfte trafen auf Gestank und diese Mischung war einfach noch schlimmer. Beim Einsteigen hatten Suko und ich uns kurz angeschaut, um schließlich ergeben die Achseln zu zucken, denn ändern konnten wir es nicht.

Vorweihnachtsstress und Fülle eben. Das schlechte Wetter tat sein Übriges und es hielten sich zudem noch Besucher in der Stadt auf. Sogar einen deutschen Weihnachtsmarkt gab es in London. Wahrscheinlich wollte man damit erreichen, dass nicht zu viele Insulaner rüber aufs Festland fuhren. Das Geld sollte besser im Land bleiben.

Ich hatte mit beidem nicht viel zu tun, was übrigens auch für Suko galt. Wenn Weihnachtsgeschenke gekauft wurden, waren bei uns die Frauen dafür zuständig, wir hielten uns da schön zurück.

Trotzdem war ich auf irgendeine Art und Weise froh, wieder in London zu sein. Die letzten Fälle hatten mich ins Ausland geführt, und sogar auf der Insel Sylt war ich gewesen, wo ich den Mördermönch von Keitum gejagt hatte.

Jetzt lief wieder alles normal. Ins Büro fahren, die bekannten Gesichter sehen, Glendas Kaffee trinken, auch mit unserem Chef, Sir James, plaudern und sich um die Schreibtischarbeit kümmern.

Eigentlich mochte ich das nicht, aber ich war so lange unterwegs gewesen, dass ein solcher Tag mal gut tat. Es würde mir auch nichts ausmachen, einen zweiten anzuhängen.

Suko dachte ähnlich. Außerdem konnte man das Wetter vergessen. Dauerregen nannte man so etwas, auch wenn die Nässe nur als Sprüh vom Himmel sickerte.

Suko und ich hatten zwar einen einigermaßen günstigen Platz gefunden, aber der hatte sich später immer mehr verengt durch die zugestiegenen Fahrgäste, und so kamen wir uns ebenfalls wie zerdrückt vor. Aber da musste man durch. Alles andere

wäre auch unnormal gewesen.

Ich hatte nur ein kleines Frühstück zu mir genommen. Etwas Rührei und Brot. Am Mittag wollten wir mal wieder beim Italiener um die Ecke essen, und wir hatten Glenda versprochen, sie einzuladen. Ansonsten würde der Morgen locker vergehen.

In meiner Nähe stand ein junges Mädchen. Es trug einen viel zu engen brombeerfarbenen Mantel um den mageren Körper gedreht. Die Haare hatte die Kleine grün gefärbt und sich zudem noch sehr düster geschminkt. Das Mädchen schaute mit leerem Blick ins Nichts, als wäre es in eine tiefe Depression verfallen. Hin und wieder erschien die Zungenspitze aus dem Lippenspalt und bewegte sich um den Mund herum. Dann war die gepiercte Zungenspitze zu sehen. Trotz der Schminke wirkte die Haut sehr blass oder vielleicht wegen ihr und ich konnte mir vorstellen, dass die Kleine auch Stoff nahm.

Männer lasen Zeitung. Frauen redeten mit leisen Stimmen. Junge Typen in Business-Anzügen umklammerten ihre Aktentaschen und Koffer wie wertvolle Goldstücke und waren mit ihren Gedanken längst bei der Arbeit. Es ist eben immer wieder interessant, Beobachtungen in der U-Bahn zu machen. Nur gefiel mir nicht, wenn die Wagen einfach zu voll waren und man kaum Luft zum Atmen bekam.

Es gab auch welche, die sich nur auf die Musik konzentrierten, die aus ihren Walkmen drang.

Ansonsten war es relativ still, was Suko und mir entgegenkam. Auch wir wurden durchgeschüttelt, denn die Wagen rollten nie ruhig über die Schienen hinweg, aber der Spaß würde bald vorbei sein, denn an der nächsten Station mussten wir raus.

Ich freute mich schon auf die bessere Luft, schaute nach vorn durch eine Lücke zwischen den Fahrgästen und stellte fest, dass es bereits heller geworden war. Die Wagenschlange war also dabei, in die Station einzulaufen.

Wir fuhren jetzt auch langsamer. Der Zug wurde bereits abgebremst - und in eine Vollbremsung hineingerissen.

Damit hatte natürlich keiner von uns gerechnet. Es entstand zwar kein Chaos, aber plötzlich gerieten alle Fahrgäste in Bewegung. Jeder hatte normal gestanden und sich natürlich nicht auf das schnelle Bremsen eingestellt. Es gab keinen Menschen, der nicht nach vorn kippte und seinen Nachbarn anstieß. Der Trouble war plötzlich da. Es sah komisch aus, wie sich die Menschen in Bewegung befanden und wie Puppen reagierten. Ich gehörte nicht zu den Glücklichen, die sich an einer Schlaufe festgehalten hatten, im Gegensatz zu Suko.

Ich wurde nach vorn geschleudert. Plötzlich sah ich das schmächtige Mädchen dicht vor mir. Beide fielen wir übereinander, wurden nach rechts gedreht, und die Kleine klammerte sich an mich wie der Schiffbrüchige an ein Brett, das ihm auf den Wellen entgegenschwimmt.

Ruckartig bremste der Zug weiter. Das war alles nicht normal. So fuhr man nicht in die Station ein. Es musste etwas passiert sein. Einige Fahrgäste waren entsetzt und schrien auf. Andere lagen am Boden. Ich hatte Glück gehabt. Zusammen mit dem Mädchen war ich gegen eine der noch geschlossenen Türen geprallt und dort hatten wir uns so eben noch halten können.

Ich sah die Angst im Gesicht der Kleinen und lächelte sie an.
»Keine Sorge, das packen wir.«

Sie sagte nichts. Es war auch überflüssig, einen Kommentar abzugeben, denn endlich kam die lange Schlange zum Stehen. Es hatte nach dem ersten Bremsvorgang wirklich nur wenige Sekunden gedauert, aber in dieser Zeitspanne hatte sich schon einiges verändert. Da stand niemand mehr so, wie er gestanden hatte. Als der Zug zur Ruhe gekommen war, herrschte ein ungewöhnlich tiefes und sekundenlanges Schweigen. Es gab wohl nicht wenige hier, die an die Vorgänge in New York dachten, denn die Menschen waren noch immer sensibilisiert,

und erst als sich die Türen mit den bekannten Zischgeräuschen öffneten, verschwand die Angst, eingeschlossen zu sein. Jetzt gab es nur noch den Gedanken der Flucht. Da wollte jeder so schnell wie möglich den Wagen verlassen.

»Danke«, flüsterte die Kleine, bevor sie sich von mir löste und zum Ausgang drängte.

Nicht nur die Fahrgäste in unserem Wagen hatten das Theater erlebt, alle anderen ebenfalls, die sich weiter vorn oder hinten befanden. Und von der Station her hörte ich ebenfalls laute Rufe oder sogar Schreie. Da musste irgendetwas Schlimmes passiert sein.

Plötzlich war Suko wieder bei mir. »Hast du was abbekommen?«

»Nein, alles noch dran.«

»Super. Aber das war keine normale Bremsung. Ich glaube auch nicht, dass dort jemand das Fahren geübt hat.«

»Stimmt.«

Ich schaute mich um. Ein erster Blick auf den Bahnsteig war mir vergönnt und dort ging es rund. Eine Menschentraube hatte sich an einer bestimmten Stelle gebildet. Ich hörte eine Lautsprecherstimme, verstand aber nicht, was sie sagte und sorgte jetzt dafür, dass ich ebenfalls aus dem Wagen geschwemmt wurde.

Man trat mir auf die Füße. Man schubste mich. Ich sah Menschen weglaufen und andere ankommen. Auch Männer in Uniformen waren da. Mitglieder einer privaten Schutztruppe, die die Stationen mit Argusaugen überwachten.

Schließlich waren wir draußen und konnten nachschauen, was an dieser Station abgelaufen war.

Es war vor dem Zug geschehen, denn dort versuchten drei Männer, Neugierige wegzudrücken. Suko und ich liefen nach vorn, bis wir die Zugmaschine erreichten. Erst dort blieben wir stehen, und wir sahen einen leichenblassen Fahrer in der offenen Tür stehen, der völlig fassungslos war. Der Mann mit

dem glatten Bart starrte ins Leere. Seine Lippen bewegten sich, aber er sagte nichts.

Mich fasste eine große Hand an der Schulter. Dann wurde ich herumgezerrt und schaute in das verschwitzte Gesicht eines jungen Mannes in Uniform.

»Gehen Sie hier weg! Hier ist nichts zu sehen!«

»Was ist denn passiert?«

»Verschwinden Sie!«

Als Antwort zog ich meinen Ausweis. »Scotland Yard, Meister. Und ich werde nicht verschwinden.«

»Ja, schon gut.«

Er ging und ließ uns in Ruhe.

»Da ist was mit dem Fahrer, John.«

Suko hatte Recht. Der Mann hatte alles gesehen und erlebt. Er sah aus wie jemand, der sich schuldig fühlte, und ich musste ihn schon laut ansprechen, bevor er überhaupt reagierte.

»Was ist denn los gewesen?«

Der Mann mit dem Bart ballte seine Hände zu Fäusten. Dann sagte er: »Der alte Mann war plötzlich da. Vor mir. Ich konnte nicht mehr bremsen. Ich habe ihn erwischt.«

»Er stürzte auf die Schienen?« Ich wollte es genau wissen.

»Ja. Dann erfasste ihn der Wagen. Er kann nicht mehr leben. Er liegt darunter.«

Suko stellte die nächste Frage. »Haben Sie gesehen, ob er freiwillig in den Tod gesprungen ist?«

»Weiß ich nicht.«

Wir hätten es uns denken können, dass dies der Grund für die starke Bremsung gewesen war. Mit derartigen Ereignissen muss man eben immer rechnen. Es gab genügend Menschen, die auf diese Art und Weise aus dem Leben schieden.

Wir traten zurück und hätten eigentlich gehen können, aber Suko traf keine Anstalten, und ich blieb ebenfalls stehen. Nicht weil uns das Durcheinander auf dem Bahnsteig so gefiel, sondern weil wir etwas gehört hatten.

Nicht weit von uns entfernt unterhielten sich ein Mann und eine Frau. Beide sprachen so laut, dass wir sie verstehen konnten, obwohl der Lärmpegel nicht eben niedrig war.

»Das war der perfekte Selbstmord. Eigentlich ein schöner Tod. Man muss nur einen Punkt überwinden, und dann hat man Ruhe.«

»Das stimmt nicht!«, rief die Frau.

»Wieso? Ich habe es doch gesehen!«

»Ja, schon. Er ist auch gefallen, aber nicht freiwillig. Da ist jemand gewesen, der ihn gestoßen hat.«

»Das sagen Sie!«

»Ich habe es genau gesehen, verdammt!«

Unsere Kollegen trafen ein. Es waren die Männer in den Uniformen, die das Gebiet zunächst mal absperren würden, um sich dann um die Zeugen zu kümmern.

Wir aber hatten etwas gehört. Ich kannte Sukos schrägen Blick und wusste, was er damit meinte. Seine Frage folgte auch prompt. »Gestoßen, John? Du hast es doch auch gehört?«

»Und ob.«

Er zuckte mit den Schultern. »Ich finde, wir sollten uns darum mal etwas intensiver kümmern.«

»Okay.«

Es war zwar nicht unbedingt unser Job, aber die berufliche Neugierde setzte sich schon durch. Die Frau, die so bestimmt ihre Überzeugung vertreten hatte, war etwas zurückgewichen und stand jetzt an der gekachelten Wand. Sie musste immer noch mit dem Eindruck des Erlebten kämpfen. Sie atmete tief ein und ebenso tief wieder aus, bewegte ihren Kopf und hatte die Handtasche fest gegen ihren Körper gedrückt. Auf mich machte sie den Eindruck einer Person, die dabei war, nach irgend jemandem Ausschau zu halten.

Sie war um die vierzig, hatte blondiertes Haar und trug einen langen dunkelgrünen Ledermantel. Um den Hals hatte sie einen weißen Schal gebunden. Es würde sicherlich noch dauern, bis

sie sich von dem Schreck erholt hatte, und diese Zeit wollten wir nutzen.

Um die uniformierten Kollegen kümmerten wir uns nicht. Sie sperrten erst mal ab und suchten noch Zeugen, die den Vorfall beobachtet hatten. Das sah auch die blonde Frau. Wir merkten, dass sie sich melden wollte und ließen es dazu nicht mehr kommen.

Plötzlich standen wir vor ihr. Wir nahmen ihr die Sicht und als sie uns anschaute, erschrak sie.

»Keine Angst«, sagte ich freundlich, »Sie sind genau an der richtigen Adresse gelandet.«

»Wieso?«

»Scotland Yard, Madam.«

Das wollte sie nicht glauben, doch dann sah sie meinen Ausweis und war erleichtert. Sie schloss für einen Moment die Augen und lächelte. »Ich dachte schon, dass Sie ... dass Sie ...«

»Dass wir wer?«, fragte ich.

»Nichts, schon gut.«

»Nein, nein«, sagte Suko. »Wir sind nicht grundlos zu Ihnen gekommen, denn wir haben gehört, was Sie zu diesem Herrn gesagt haben. Sie halten diesen Unfall nicht für einen Unfall. Sagen wir es mal so.«

»Ja, das stimmt.«

»Also ist es ...«

»Mord!«, flüsterte sie uns zu. »Es ist Mord gewesen. Davon bin ich überzeugt.«

»Und was macht Sie so sicher?«

Sie räusperte sich und schaute an uns vorbei. »Ich konnte sehen, wie der alte Mann direkt am Rand des Bahnsteigs stand. Ja, er hielt sich dort auf und bewegte sich nicht. Ich stand schräg hinter ihm. Es war ja auch ein gewisses Gedränge. Das kenne ich. Ich fahre ja jeden Morgen um die gleiche Zeit mit der Bahn. Das ist alles bekannt. Ich kenne sogar die Gesichter vieler Fahrgäste. Wir sind so etwas wie eine große Familie,

wenn Sie verstehen.«

»Sicher, schon. Aber was bringt Sie auf die Idee, dass der Mann am Bahnsteig ermordet worden ist?«

»Da war plötzlich der andere«, flüsterte sie. »Der hat ihn gestoßen. Einfach kurz in den Rücken geschlagen. Das müssen Sie sich mal vorstellen. Und das war auch kein Versehen. Es war bewusst getan.«

»Also Mord!«, stellte Suko fest.

»Ja«, hauchte die Frau. »Es ist Mord gewesen. So muss man es wirklich sagen.«

Die Erinnerung an den Vorfall erschütterte sie wieder. Sie wischte über die Augen hinweg, schluckte und schaute uns an. »Sie ... Sie ... müssen mir glauben. Es hat sich alles so abgespielt, wie ich es Ihnen gerade erzählt habe.«

»Aber der Mann vorhin sah es anders«, warf ich ein.

Sie winkte ab. »Der hat sich geirrt. Ich stand ja besser dran. Der alte Mann ist gestoßen worden.«

»Dann müssten Sie auch den Täter erkannt haben«, fuhr ich fort.

»Ja und nein. Ich habe ihn gesehen, aber ich kenne ihn nicht. Er war auch das, was man unauffällig nennt. Verstehen Sie?«

»Im Moment nicht«, gab ich zu.

Die Frau war noch immer erregt. Sie suchte nach den richtigen Worten. »Nun ja, es gibt doch Menschen, die fallen gar nicht auf. Die gehen in der Masse unter. Und so einen habe ich hier erlebt. Das müssen Sie mir glauben.«

»Dann können Sie ihn also nicht beschreiben?«

»Nur schwach. Er war wie ein grauer Schatten. Ein Engel des Todes.« Sie schlug sich gegen den Mund und sprach erst weiter, als die Hand wieder nach unten gesunken war. »Himmel, welch ein Vergleich. Dass mir so etwas in den Sinn gekommen ist.«

»Aber Sie haben nicht Unrecht -oder?«

»Nein, das habe ich nicht. Es ist schon alles so, wie ich es -

Ihnen gesagt habe.«

»Konnten Sie nichts tun?« erkundigte sich Suko.

»Wo denken Sie hin! Es ging alles so wahnsinnig schnell. Nein, ich konnte nichts machen. Bevor ich überhaupt kapierte, was da abgelaufen war, sah ich den Grauen nicht mehr. Er war weg, verschwunden. Er kam wie ein Schatten und huschte ebenso wieder fort. Tut mir Leid, aber ich kann Ihnen nichts anderes sagen.«

»Ist schon gut«, sagte ich. »Das werden Sie nur bei den uniformierten Kollegen wiederholen müssen, denn dort wartet man auf Zeugenaussagen. Dürfen wir noch Ihren Namen erfahren?«

»Natürlich. Ich heiße Ellen Grow.«

»Gut. Mrs. Grow. Dann werden wir Sie jetzt zu den Kollegen bringen. Vielleicht kommen auch wir noch mal auf Sie zurück.«

»Wenn Sie meinen.«

Sie holte ein Taschentuch hervor, wischte erst über ihre Augen und schneuzte dann die Nase. »Ist die Welt nicht schon schrecklich genug? MUSS dann noch dieser alte Mensch auf eine derartige Art und Weise sterben? Er hat doch nichts getan. Kann ich mir zumindest vorstellen.«

»Man weiß es nicht«, erwiderte ich vage.

Suko fasste sie am Arm und brachte sie zu den ermittelnden Beamten. Für uns wäre es an der Zeit gewesen, ins Büro zu gehen. Diese Tat, so schlimm sie auch war, ging uns eigentlich nichts an.

Aber wir blieben noch. Uns hielt etwas zurück, das man wieder mit dem Bauchgefühl umschreiben konnte. Es interessierte auch mich, wer einen alten Mann auf die Schienen stieß, damit er überfahren wurde. Und mich interessierte auch das Warum.

Die Kollegen hatten es geschafft, die Stelle abzusperren und der Körper lag bereits frei, weil die Bahn etwas zurückgefahren

war. Aus Pietätsgründen hatte man eine Decke über den Toten gelegt. Zwei Kollegen suchten auf den Gleisen nach Spuren.

Suko hatte die Zeugin in sichere Obhut gegeben, als mir jemand auf die Schulter tippte. Ich drehte mich um und schaute in das Gesicht eines Bekannten.

»Hallo, Glenn.«

»Jetzt sagen Sie nicht, dass es ein Fall ist, der Sie interessiert, John.«

Ich hob die Schultern. »Weiß man's?«

Glenn Jackson war bei der Metropolitan Police beschäftigt. Er kümmerte sich um die Ermittlungen bei Morden und auch Selbstmorden. Er war etwa in meinem Alter und auch schon einige Jahre im Job. Allerdings war sein Haar dabei fast weiß geworden. Womöglich hatte er zu viel Elend gesehen.

Jetzt schaute er mich von der Seite her an. »Sind Sie dienstlich hier, John?«

»Nein, ganz und gar nicht. Suko und ich waren zufällig in der Bahn, als es zu dieser überraschenden Bremsung kam.«

Jackson zuckte mit den Schultern. »Ein Selbstmord, denke ich. Jedenfalls deutet alles darauf hin - oder?«

Er hatte das letzte Wort mit einem Unterton gestellt, als wären ihm selbst Zweifel gekommen. Vielleicht wollte er mich auch nur auf die Probe stellen.

»Es sieht alles nach einem Selbstmord aus«, erklärte ich.

»Und was war es wirklich, John?«

Ich blickte ihn starr an. »Mord, Glenn. Es ist Mord gewesen.«

»Ach.« Er nickte. »Und das wissen Sie?«

»Wissen ist zu viel gesagt. Ich habe mit einer Zeugin gesprochen, die behauptet, dass der Mann umgebracht wurde. Mehr kann ich Ihnen auch nicht sagen. Da ist es besser, wenn Sie die Zeugin befragen. Sie steht ungefähr dort, wo Suko sich aufhält.«

»Danke, das ist ein Tipp. Aber was ist mit euch beiden?«

»Wie meinen Sie das?«

Er boxte mir gegen die Schulter. »Tun Sie nicht so, John, das wissen Sie ganz genau.«

Ich musste lachen.

»Sie können beruhigt sein, Glenn. Es ist nicht unser Fall.«

Er war noch nicht ganz sicher.

»Also ein Zufall?«

»Genau. Ich werde gleich ins Büro marschieren und meinen Kaffee trinken.«

»Den Glenda noch immer so gut kocht.«

»Aber sicher.«

Jackson war noch immer nicht überzeugt. »Möchten Sie sonst nichts wissen?«

»Warum sollte ich? Es sei denn, Sie nennen mir den Namen des Toten. Vorausgesetzt, sie kennen ihn.«

Jackson nickte.

»Wir haben Papiere bei ihm gefunden. Der Mann heißt Hugo Simpson und ist achtundsiebzig Jahre alt. Bisher bin ich von einem Selbstmord ausgegangen, aber jetzt sehe ich die Dinge mit anderen Augen an. Vorausgesetzt, Ihre Zeugin hat sich nicht geirrt.«

»Da müssen Sie sie schon selbst fragen.«

»Werde ich auch machen, danke.« Er nickte mir zu. »Einen schönen Tag noch, John.«

»Gleichfalls.«

Jackson ging, ich blieb stehen und wurde sehr nachdenklich. Ich konnte es drehen und wenden, wie ich wollte, aber ich kam zu keinem Ergebnis. Ich konnte mir einfach keinen Grund dafür vorstellen, dass jemand einen fast achtzigjährigen Mann auf die Schienen stieß.

Vielleicht reichte auch meine Fantasie nicht. Manchmal werden auch Familienangelegenheiten auf eine solche Art und Weise gelöst.

Aber das war im Moment nicht mein Bier. Ich wollte ins Büro und würde mich dort mal um den Namen Hugo Simpson

kümmern.

Es konnte ja sein, dass trotz allem etwas gegen ihn vorlag ...

Ruth Williams stand vor dem Fenster und schaute in die Dunkelheit hinein. Sie sah die beiden Lichter, die immer näher kamen, und sie wusste, dass es so weit war.

Sie kamen, um sie zu holen.

Sie kamen auch, um ihrem Leiden ein Ende zu bereiten. Ein Leiden, das sich schon über Jahre hinzog und als unheilbar eingestuft werden musste. Der verfluchte Krebs ließ sich einfach nicht besiegen. Er hatte ihren gesamten Körper erfasst. Er brachte die Schmerzen. Das Grauen. Die schreckliche Angst vor einem menschenunwürdigen Leidensweg, der schließlich im Tod enden würde.

Ruth fürchtete sich nicht vor dem Tod. Sie fürchtete sich nur davor, lange leiden zu müssen. Und dieser Weg würde abgekürzt werden, das hatte sie sich ausbedungen. Dafür hatte sie bezahlt, und dafür war die Organisation OMEGA berühmt.

Die Mitglieder nannten sich Wohltäter, denn sie kürzten das Leiden der Menschen ab. Es gab keine Morde, nur Suizide. Die Organisation arbeitete geschickt, lautlos und perfekt.

Die Frau hatte sich entschlossen, an diesem Abend zu sterben. Okay, sie hätte sich auch durch die eigene Hand das Leben nehmen können, aber dazu fehlte ihr einfach der Mut. OMEGA war für so etwas schon die richtige Adresse. Und die Mitglieder taten genau das, was sie bestimmt und schriftlich festgelegt hatte.

Die beiden Scheinwerfer des Autos bewegten sich nicht mehr weiter vor. Sie blendeten kurz auf. Es war das verabredete Zeichen. Ruth Williams würde ihr Haus verlassen und nie wieder zurückkehren.

Das Haus lag am Rande der Stadt. Im Süden. In einer ruhigen

Gegend. Sie hatte es von einem Onkel geerbt. Zusammen mit ihrem vor fünf Jahren verstorbenen Mann hatte sie über zwanzig Jahre lang in dem Haus gewohnt. Und jetzt würde der Abschied folgen.

Sie musste schon schlucken, als sie daran dachte, aber sie wusste auch, dass es kein Zurück mehr für sie gab, und sie empfand nicht mal Bedauern. Zu schlimm war sie durch die verdammte Krankheit gezeichnet worden, sie war nur noch ein Schatten ihrer selbst.

MUSS ich zum Sterben einen Mantel anziehen?, dachte sie und lachte auf, als sie im schmalen Flur vor der Garderobe stehen blieb. Eigentlich nicht, gab sie sich selbst die Antwort. Es war nicht zu kalt und die Kälte des Todes würde sie nicht mehr spüren.

Sie ging weiter bis zur Haustür. Sie trug Hose, Jacke und Pullover. An der Treppe nach oben brannten eine Wandleuchte. Ihr Licht erfasste auch den Spiegel, vor dem sie für einen Moment stehen blieb und sich anschaute.

Mein Gott, was war aus ihr geworden! Der verfluchte Krebs hatte sie besiegt. Er war gnadenlos gewesen. Sie hatte gekämpft, aber vergeblich. Die Schmerzen fraßen sie auf. Manchmal verglich sie sie mit Würmern, die sich in ihrem Innern festgesetzt hatten und sich immer weiter ausbreiteten, bis sie alles zerstört hatten.

Noch einmal fuhr sie durch ihre Haare, um die Perücke festzusetzen. Durch die Chemotherapie hatte sie ihre Haare verloren und sich deshalb eine Perücke machen lassen. Grau, ihrem Alter angepasst. Eingefallen war das Gesicht. Eine Landschaft aus Falten und kleinen Mulden. Über allem lag der Ausdruck des Schmerzes wie ein nicht enden wollender Druck. Sie hatte sich so schlimm verändert, und sie hatte auch den Kontakt zu Freunden und Bekannten abgebrochen. Niemand sollte sie in ihrem Zustand erleben. Man würde sie so in Erinnerung behalten wie sie damals gewesen war. Und das war

schon okay.

Keinen Mantel - nein. Wofür noch?

Sie drehte sich weg und ging auf die nahe Haustür zu. Die letzten Schritte in ihrer gewohnten Umgebung. Jetzt hätte es eigentlich so weit sein müssen. Trauer hätte sie überschwemmen müssen. Vielleicht auch das Verlangen nach dem Leben, aber nichts davon traf zu. Sie fühlte sich anders. Möglicherweise auch leer. Vom Schicksal verlassen, das sie allerdings jetzt wieder zurückgeholt hatte, denn nun konnte sie durch den eigenen Willen ihr Schicksal bestimmen.

Als sie ihre Hand auf die Klinke gelegt hatte, stellte sie sich automatisch die Frage, ob sie sich auf den Tod freute. Immer wieder hatte sie sich damit beschäftigt, und sie musste zugeben, dass sie sich bei dieser Frage neutral verhielt. Der Tod war ihr letztendlich gleichgültig. Sie wollte nur, dass die Schmerzen aufhörten und das verdammte Elend damit für alle Zeiten vorbei war.

Ein letzter tiefer Atemzug. Der Griff in die Tasche, in der das Bild ihres Mannes steckte, das sie mit in den Tod nehmen würde. Und sie freute sich darauf, ihn bald in einer anderen Welt wieder zu sehen. Er war immer ein guter Mensch gewesen und Ruth glaubte noch an den Himmel und an die Hölle.

Sie wollte ihren Mann im Himmel wiedertreffen. Vor der Hölle fürchtete sie sich. Deshalb würde sie auch niemals ihrem Leben selbst ein Ende setzen, denn Selbstmörder landeten in der Hölle. Daran glaubte sie fest.

Wieder kehrten die Schmerzen zurück. Die Wirkung der starken Tabletten ließ nach. Und genau diese Schmerzen waren es, die ihr den letzten Push gaben.

Ruth Williams öffnete die Haustür.

Sie spürte die kalte Luft, die der Wind gegen ihr Gesicht schleuderte. Sie sah auch die Lichter in den anderen Gärten und biss sich kurz auf die Lippe, als sie daran dachte, dass die Nachbarn bereits die Weihnachtsbeleuchtung angebracht

hatten.

Das würde sie nicht mehr stören. Überhaupt waren die letzten Weihnachtsfeste schrecklich gewesen.

Sie ging den schmalen Weg, der vom Haus wegführte und dort endete, wo sich die Straße befand.

Dort warteten die Männer in ihrem Auto. Sie hatten es so gedreht, dass die Kühlerschnauze zum Haus hin zeigte und ihr kam das Fahrzeug vor wie ein lauerndes Fossil in der Dunkelheit.

Mit gesenktem Kopf ging Ruth weiter. Sie fragte sich, was die Menschen wohl dachten, wenn sie kurz davor standen, dem Sensenmann die Hand zu geben.

Sie wusste es nicht. Sie jedenfalls dachte an nichts oder vielleicht daran, dass bald alles vorbei war und sie endlich ihren Frieden schließen konnte.

Die Zeit, bis sie den Wagen erreicht hatte, verging sehr schnell. Auf einmal stand sie davor und sie sah hinter den Scheiben die schattenhaften Gesichter der beiden Männer.

Erkennen konnte sie nicht viel, aber Ruth wusste genau, was sie zu tun hatte. Sie öffnete die Tür hinter der Fahrerseite, schob ihren Kopf in das Fahrzeug und sagte nur ein Wort.

»Lazarus!«

»Steigen Sie ein, Madam.«

Ruth setzte sich und zog die Beine an. Es war im Fahrzeug angenehm warm, und es roch auch so frisch, als hätte jemand den Duft von Leben hineingesprüht.

Ruth hatte sich einen bestimmten Tod gewünscht, und den würde sie erleben. Fallen und sterben, das war es doch. Noch einmal den Wind spüren, bevor alles vorbei war.

Der Wagen fuhr seidenweich an. Das Motorengeräusch hörte sie kaum, und sie sah auch die beiden Männer auf den Vordersitzen nicht, nur einen Teil ihrer Köpfe, die über der Nackenstütze hervorschauten. Ansonsten hatte sie das Gefühl, allein im Wagen zu sitzen.

Es wurde nicht gesprochen, was Ruth sehr entgegen kam. Sie brauchte in den letzten Minuten ihres Lebens keine Unterhaltung. Sie wollte nur so rasch wie möglich das verdammt Elend beenden.

Seltsam!, dachte sie, wie ruhig ich bin. Es gibt keine Aufregung. Ich sitze hier und warte darauf, dass es vorbei ist. Und es wird bald vorbei sein. Nur noch eine kurze Zeit, dann sehe ich meinen Mann wieder. Sie holte ihn sich in die Erinnerung zurück und schloss dabei die Augen.

Seit Tagen schon hatte sie sich vorgestellt, wie der letzte Weg aussehen und wie sie sich dabei fühlen würde. Angst, Panik? Der Wille, doch noch leben zu wollen, der in ihr hochdrang?

Nichts von dem traf zu. Sie saß im Wagen wie in einer sicheren Höhle, und sie dachte gar nicht an den Tod oder an den Übergang in etwas völlig Neues.

Hier war alles so wunderbar. So locker und befreit. Es würde keine Schmerzen und auch keine Sorgen mehr geben. Sie konnte ruhig in das neue Fahrwasser einlaufen.

Die Männer vor ihr schwiegen ebenfalls. Wahrscheinlich waren sie zu pietätvoll, um etwas zu sagen. Und bestimmt war sie nicht der erste Mensch, den sie auf seinen letzten Weg begleiteten. Irgendwann bekam man auch darin Routine. Aber die Organisation OMEGA war bekannt dafür, dass sie jeden Auftrag perfekt erledigte.

Sie rollten weiter und hatten bereits das bewohnte Gebiet verlassen. Ruth Williams warf einen Blick aus dem Fenster. Viel konnte sie nicht erkennen. Die Dunkelheit hatte ein dichtes Netz über die Welt gelegt, in deren Maschen sich alles verflüchtigte. Hier und da ein Licht, ansonsten gab es die Landschaft, die im Sommer so herrlich blühte und jetzt in Trauer verfallen war.

Ruth kannte auch den Platz, an dem sie sterben wollte. Sie hatte ihn sich selbst ausgesucht und die Organisation hatte zugestimmt. So würde alles seinen Gang nehmen.

Es war die kleine, einsam liegende Brücke, die ebenfalls über eine einsame Straße führte, auf der kaum Autos fuhren. Es gab die Brücke schon lange, sie war älter als Ruth, aber Ruth hatte sie in ihrer Kindheit entdeckt und sie geliebt. Dort hatte sie sich zum ersten Mal mit einem Freund getroffen. Dort hatten sie dann die ersten Küsse ausgetauscht. Sie waren so glücklich gewesen und auch mit ihrem späteren Mann war sie oft dort gewesen.

Es war eine Schicksalsbrücke und sie sollte jetzt zu ihrem Schicksal werden.

Man musste schon hier wohnen, um sie zu finden. Sie war irgendwie vergessen worden. Man hatte neue Straßen gebaut, die um die Brücke herumführten, den eigentlichen Weg kannte kaum noch jemand. Weil das so war, hatte man auch die Brücke vergessen. Zumindest in der Nacht ließ sich dort kaum jemand sehen und über die Straße, die unter der Brücke herführte, fuhr bei Dunkelheit auch kaum ein Fahrzeug.

Draußen veränderte sich die Umgebung etwas. Der Bewuchs wurde dichter. Bäume und Sträucher nahmen Ruth den Blick. Das Licht der Scheinwerfer malte sich auf der Straße wie ein bleiches Totenhemd ab, das immer weiter nach vorn geschoben wurde und plötzlich das Gestänge der alten Brücke erreichte.

Zum ersten Mal atmete die Frau schneller. Das war der Tod. Das war genau die Stelle, an der sie ihr Leben verlassen würde. Als zwei Halbbogen spannte sich die Brücke über die Straße hinweg. Der Boden auf der Brücke war längst nicht so glatt wie der auf der normalen Straße. Die Witterung hatte an ihm genagt und ihn aufgerissen. Niemand fühlte sich zuständig, die Wunden in der Straße zu flicken. Sie blieben offen.

Ruth merkte nicht, dass der Fahrer stoppte. Sie saß wie eine Eisfigur im Fond und schaute nach vorn. Auch die Augen bewegten sich nicht. Man konnte sich kaum vorstellen, dass diese Frau etwas von der Umgebung wahrnahm.

Die beiden Männer stiegen aus. Auch jetzt rührte die Frau

sich nicht. Sekunden vergingen, bis an beiden Seiten die Türen geöffnet wurden.

»Bitte, Madam, es ist so weit.«

»Ja«, flüsterte Ruth, »ja, ich komme ...«

Die ganze Zeit über hatte sie sich nicht bewegt und sich nicht mal angeschnallt. Das änderte sich nun. Sie drückte ihren Körper nach rechts und hätte fast geschrien, denn durch die Bewegung kehrten die Schmerzen wieder zurück. Sie stachen durch ihren Körper wie glühende Lanzen und sie konnte den Wagen aus eigener Kraft kaum verlassen, so dass die beiden Männer ihr helfen mussten.

»Danke«, flüsterte sie, »sehr lieb von Ihnen ...«

»Es wird schon gehen, Madam.«

»Wenn Sie das meinen.«

Plötzlich waren ihr die Beine schwer geworden. Sie bekam die Füße kaum vom Boden hoch und das merkten auch die beiden Helfer. So hielten sie Ruth fest, als sie mit ihr auf die Brücke zugingen.

Die alte Frau hielt den Kopf erhoben. Sie wollte sehen, wohin sie ging, und sie schritten den Weg direkt weiter, der über die Halbbogen-Brücke hinwegführte und sich an der anderen Seite wieder senkte. Ruth merkte, dass sie zitterte. Es lag nicht an der Angst, die sie empfand, sondern daran, dass sie wieder von den Erinnerungen überschwemmt wurde und sie vor ihrem geistigen Auge die Vergangenheit sah.

Es waren so herrliche Zeiten gewesen. Die genau hatte sie sich auch für das Alter gewünscht, aber dann war die verdammte Krankheit gekommen und hatte sie so brutal zerstört.

Drei, vielleicht auch vier Monate hatten ihr die Ärzte noch zugestanden. Aber was wären das für Monate gewesen. Endlos hätten sie sich hingezogen und der verdammte Krebs hätte sie immer mehr von innen her aufgefressen.

Schweigend gingen die beiden Männer neben ihr her und hielten sie auch weiterhin fest. Es war überflüssig, ein Wort zu

sagen. Sie wussten, was sie zu tun hatten, es war nicht der erste Mensch, der von ihnen auf den Weg in den Tod begleitet wurde.

Manche wollten reden. Andere weinten. Es gab auch welche, die zurück wollten, aber da kannten die Männer kein Pardon. Wer einmal unterschrieben hatte, der hatte sich auch entschieden.

Sie waren da. Auf der Brücke. Ein bekannter Geruch drang in Ruths Nase. Schon früher hatte sie das Eisen immer gerochen. Bei feuchtem Wetter stärker als bei trockenem, und dieser Geruch hatte ihr komischerweise immer gefallen.

Auch jetzt erinnerte er sie wieder an alte Zeiten, die nie mehr wiederkehren würden.

Die beiden Männer hatten sich als Ort des Sterbens die Mitte der Brücke ausgesucht. Von dort war die Entfernung zur Straße am größten. Man konnte sicher sein, unten nach dem Aufschlag sofort zu sterben.

Sie drehten sich und blieben dann stehen. Das Geländer lag dicht vor ihnen. Ruth streckte die Arme aus und legte ihre Handflächen auf das alte Eisen.

So hatte sie es immer getan. Jedes Berühren bedeutete auch ein Stück Erinnerung, aber ohne den verdammten Krebs. Damals hatte sie daran nie gedacht.

Leise stöhnte sie auf. Sie schloss sogar die Augen und öffnete sie schnell wieder. Nein, das war auch nicht das Richtige für sie. Sie wollte es sehen und nickte.

Die Männer verstanden. Als wäre sie so leicht wie eine Feder, hoben sie die Frau an. Für einen winzigen Moment hatte sie schon das Gefühl, von allem losgelöst zu sein, doch das verging wieder, als ihre Füße den Kontakt mit dem Geländer bekamen.

Zitternd blieb sie dort stehen und wurde noch immer festgehalten.

»Sollen wir Sie anstoßen, Madam oder möchte Sie von allein

springen?«

»Danke, bemühen Sie sich nicht.«

»Ganz wie Sie wollen.«

Ruth Williams richtete sich auf. Sie hielt die Augen weit geöffnet und schaute nach vorn. Es kam kein Wagen, unter ihr lag die Straße wie ein dunkler Strich. Der Wind wehte gegen ihr Gesicht, und sie hatte den Eindruck, in seinem Flüstern die Stimme ihres Mannes zu hören. Für Ruth war es wie ein Startsignal. Sie stieß sich ab und aus ihrer Kehle drang ein Satz, in dem die gesamte Sehnsucht lag, die sie spürte.

»Ich komme, Jerry!«

Danach ging alles rasend schnell. Ruth glaubte, dass der Fall nie aufhören würde.

Vor ihren Augen huschten farbige, aber verschwommene Bilder vorbei.

Szenen eines langen Lebens, das abrupt endete, als sie auf das harte Pflaster schlug.

Oben standen die beiden Männer. Sie schauten hinunter und waren zufrieden, weil sich das mitten auf der Straße liegende Bündel nicht bewegte.

Aber sie wollten auf Nummer Sicher gehen, denn zu groß war die Entfernung doch nicht gewesen.

»Ich schaue nach.«

»Gut.«

Einer verschwand. Der andere ging zum Wagen und wartete dort. Die Zeit verkürzte er sich mit einer Zigarette, deren Rauch er genussvoll einatmete. Es hat wieder perfekt geklappt!, dachte er und weiter: Die Organisation wird immer besser. Als er nach unten auf die Straße blickte, sah er seinen Kollegen.

Der Mann hatte sich gebückt.

Er leuchtete die Frau mit einer Taschenlampe an und hob zum Zeichen, dass alles okay war, den linken Arm. Dann aber musste er los, denn es trat etwas ein, was selten der Fall war.

Aus der Ferne näherte sich ein Fahrzeug mit sehr hellen Scheinwerfern ...

»Wie hat dir die Party gefallen?«, fragte Sheila Conolly, als sie sich hinter das Steuer des Porsches setzte, denn fahren musste wie, weil ihr Mann Bill doch einiges getrunken hatte.

Er gab die Antwort, als er eingestiegen war und sich ange schnallt hatte. »Vergiss sie. War eine blöde Idee, eine Halle in der Einsamkeit zu mieten und das Event dort durchzuziehen.«

»Du wolltest ja hin.«

»Weiß ich. Ich habe dir auch nur meine Meinung gesagt. Aber das scheint jetzt modern zu werden, wenn sich Medien Unternehmen zurückziehen, um dort ungestört feiern zu können. Hatte das eigentlich was mit Weihnachten zu tun?«

»Nein. Wieso?«

Bill winkte ab. »Auf der Einladungskarte stand etwas davon. In der Zukunft kann ich darauf verzichten. Die Leute sind auch nicht mehr das, was sie mal waren. Ich weiß gar nicht, was die Party-Luder da alle sollten.«

»Ist doch heute in.«

»Kann sein.«

»Außerdem waren es doch knackige Girls.«

Bill grinste seine Frau an. »Das stimmt. Aber wenn du hinter deren Knackigkeit schaust, bleibt oft ein verdammt hohles Gefühl zurück. Die Mädchen merken leider nicht, was sie sich antun und wie sie ausgenutzt werden, nur in der Hoffnung, irgendwann mal eine Minirolle in einer Soap zu bekommen. Das ist kein Leben.«

»Du wirst eben alt«, spottete Sheila.

»Nein, nur vernünftig.« Der Reporter gähnte. »Die Kollegen kann ich auch woanders treffen. Jetzt möchte ich nur auf dem schnellsten Weg nach Hause.«

»Sehr wohl, Sir. Und wie soll ich fahren?«

»Nimm die Abkürzung.«

»Die unter der alten Brücke?«

»Genau die.«

»Okay.«

Sheila startete den Motor und Bill drehte den Kopf, um noch einen letzten Blick auf das Haus zu werfen, in dem die Party stattgefunden hatte. Es war eine alte Fabrik, die man innen umgebaut und zu einem Party-Tempel gemacht hatte, den man mieten konnte.

Das hatte die Produktionsgesellschaft getan, die in der Medien-Branche einen ziemlich guten Ruf hatte. Zum mindest machte sie noch Gewinn und das zog natürlich alle möglichen Typen an, die darauf hofften, irgendwann mal eine Rolle zu ergattern. Im Fernsehen zu sein, war für viele eben immer noch das Größte.

Die Conollys waren auch eingeladen worden, weil man sie schätzte. Bill war ein bekannter Reporter und Journalist, dessen Artikel berühmt waren und in der Zukunft auch für die sogenannten Doku-Soaps hinzugezogen werden sollten, denn Bill fasste Themen an, die fast immer ins Übersinnliche und Unheimliche hineingingen. Gerade solche Berichte wurden immer beliebter.

Bill hatte sich noch nicht entschieden, denn die Leute, die er kennen gelernt hatte, lagen nicht eben auf seiner Wellenlänge. Sie waren ihm zu überdreht cool und locker. Sie besaßen zu wenig Ernst und nahmen alles auf die leichte Schulter. Deshalb hatte Bill auch noch nicht zugestimmt und eigentlich nur nichtssagende Party-Antworten gegeben.

»Wer war eigentlich der Typ, der dich da anbaggen wollte?«, fragte er nach einer Weile, als die hell erleuchtete Fabrik bereits Vergangenheit war.

»Ach, so ein Produzent. Er war der Meinung, dass ich mit meinem Aussehen auch auf den Bildschirm gehöre und dich

dann unterstützen soll, wenn du mit einsteigst.«

»Und wie sollte das aussehen?«

»Dass ich deine Berichte anmoderie und du ...«

Bill lachte in die Antwort hinein und sagte dann: »Vergiss es, Sheila. Vergiss es ganz schnell.«

»Warum denn?«

»Weil es nichts bringt.«

»Das sagst du. Aber mir kam es vor, als hätte der Mann es wirklich ernst gemeint.«

»Kann ja sein, aber ...«

»Oder traust du es mir nicht zu und bist eifersüchtig?«

Bill lachte wieder und streichelte dabei ihre linke Wange.

»Ich trae dir doch alles zu, Sheila, wirklich. Du würdest alle anderen Luder aussstechen.«

»Danke, das habe ich verstanden. Dann bin ich so etwas wie ein Oberluder für dich.«

»Nur im positiven Sinne.«

»Wie nett.«

Bill reckte sich, so weit es der Platz zuließ. »Jetzt freue ich mich jedenfalls auf mein Bett und werde auch nicht zu früh aus den Federn hüpfen, darauf kannst du dich verlassen.«

»Wenn man es sich leisten kann.«

»Das kann ich doch.«

»Aber ich muss weg.«

»Wohin denn?«

»Wir bereiten diese Weihnachts-Spendenaktion vor. Da gibt es noch etwas zu besprechen. Es geht am Wochenende los und vergiss du bitte nicht, darüber zu berichten.«

»Keine Sorge, das habe ich mir notiert.«

»Dann schlaf weiter.«

»Irrtum, ich bin hellwach.«

»Ach nein. Weil ich fahre?«

»Kann sein, denn ...«

»Hör auf, Bill. Frauen sind bessere Fahrer als Männer, das

sollte dir doch klar sein.«

»Höchstens bessere Fahrerinnen, meine Liebe.«

»Meinetwegen.«

Die Conollys waren allein unterwegs. Die Straße war leer wie ein Stück Prärie in Dakota. Nichts zu sehen von einem entgegenkommenden Fahrzeug.

Auch im Rückspiegel entdeckte Sheila keine Lichter. Zu beiden Seiten der Straße ragten Böschungen hoch, die mit Sträuchern und hohen Gräsern bewachsen waren. Als Sheila das Fernlicht einschaltete, bekamen sie einen totenbleichen Glanz, wenn sie von der Helligkeit getroffen wurden.

Den Weg kannten sie beide. Er führte schließlich unter einer alten Brücke hindurch, die noch aus der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts stammte. Niemand riss sie ab, denn sie störte auch keinen. Aber sie würde irgendwann durchrostet, wenn sich kein Mensch um sie kümmerte oder sie nicht mal generalüberholt wurde.

Bill merkte jetzt schon, dass er das eine Glas zu viel getrunken hatte. Zwar war er nur beim Bier geblieben und hatte ganz zu Anfang ein Glas Prosecco getrunken, aber auch das Bier konnte ganz schön müde machen, und das merkte er.

Ein paar Mal schon waren ihm die Augen zugefallen, bis er plötzlich zusammenschrak, weil Sheila seinen Namen gerufen hatte.

»Was ist denn?«

»Verdamm!« Mehr sagte sie nicht. Dafür aber ging sie vom Gas und fuhr langsamer.

Bill richtete sich auf. Er starnte nach vorn. Das Fernlicht leuchtete gegen etwas, das mitten auf der Straße lag und nicht zu identifizieren war. Ein Schatten, der sich allerdings bewegte, löste sich von dem dunklen Etwas.

Eine männliche Gestalt sprang auf und hetzte auf die linke Straßenseite zu. Dort hielt sie keine Sekunde lang an, sondern lief so rasch wie möglich die Böschung hoch, um aus dem

Licht zu verschwinden, was auch klappte.

»Sheila, das riecht nach Ärger!« Der Reporter war urplötzlich wieder nüchtern. Verhaltensregeln brauchte er seiner Frau nicht zu geben, die wusste auch so, was sie zu tun hatte und ließ den Porsche langsam auslaufen.

Bill versuchte unterdessen den flüchtenden Mann mit den Blicken zu verfolgen. Es war jedoch einfach zu finster, und zudem schützte ihn die Dunkelheit der Böschung. Bill sah nicht mal einen Umriss von ihm.

Sheila schaltete die Warnblinkleuchte ein, stoppte dann und sah, dass ihr Mann aus dem Porsche sprang. Auch sie stieg aus, und beide hörten, wie oberhalb der Böschung ein Motor angelassen wurde. Sie vernahmen nur das Startgeräusch, mehr nicht, aber sie waren davon überzeugt, dass dort ein Wagen weggefahren wurde und das kam einer Flucht gleich.

Das Bündel lag mitten auf der Fahrbahn und als sie es aus der Nähe sahen, dastellten sie fest, dass es sich um eine Frau handelte.

»Mein Gott, die Arme!«, flüsterte Sheila nur. Sie schaute in die Höhe. »Die muss von der Brücke gesprungen sein.«

Bill lachte kurz und knapp. »Meinst du wirklich gesprungen?«

»Wieso? Glaubst du ...«

»Denk mal an den Typ, der so schnell abgehauen ist. Da stimmt doch was nicht.«

»Kann sein.«

Bill kümmerte sich um die Frau. Er hoffte, dass sie noch am Leben war. Sehr vorsichtig drehte er den Kopf etwas zur Seite und sah das Gesicht.

Augen, in denen kein Leben mehr war, starnten ihn an. Der Blick war ohne jeden Glanz und der Reporter wusste Bescheid, dass ihr niemand mehr helfen konnte.

»Sie ist tot«, flüsterte er.

Sheila atmete tief durch. »Und jetzt? Was machen wir?«

»Wir müssen die Polizei informieren und ...«

»Ja, das weiß ich. Aber wenn andere Fahrzeuge kommen?«

Bill schaute zurück. Der Porsche stand günstig. Zudem war die Warnblinkleuchte eingeschaltet. Das musste jeder andere Fahrer sehen.

Sheila hatte bereits ihr Handy aus der schmalen Handtasche geholt und war an den Straßenrand getreten, um von dort aus zu telefonieren. Er wusste, dass sie das Richtige tat und kümmerte sich um die Tote. Er wollte sie nicht zur Seite ziehen, um keine Spuren zu zerstören. Aber er wunderte sich über die Kleidung der Toten. Sie trug keinen Mantel, nur eine Jacke und eine lange Hose. Der Pullover unter der Jacke war auch nicht besonders dick. Okay, es herrschte zwar keine barbarische Kälte, aber um diese Zeit zog man sich schon anders an, wenn man nach draußen ging.

Hier war ihm einiges suspekt. Er ahnte, dass beim Tod der Frau nicht alles mit rechten Dingen zugegangen war.

Sheila meldete, dass die Polizei gleich da sein würde. Bill nickte nur, denn er war mit der Durchsuchung der Jackentaschen beschäftigt, fand das alte Foto eines Mannes in der rechten Tasche und in der linken ein Stück Karton.

Beim Herausziehen erkannte er, dass es so etwas wie eine Visitenkarte war.

Er drehte sie um und sah einen Text. Allerdings musste er die Karte mehr ins Licht halten, um sie lesen zu können.

»Omega«, murmelte er. »Wir lösen ihre letzten und ganz persönlichen Probleme.«

»Was hast du gesagt, Bill?«

Er wiederholte den Text.

Sheila schüttelte den Kopf. »Was soll das denn sein?«, fragte sie leise.

»Keine Ahnung.«

»Zu Omega gehört ein Alpha. Anfang und Ende, Bill. Aber hier haben wir nur das Ende.«

»Und eine Tote.«

»Leider.«

Beide Conollys waren ziemlich ratlos. Aber eines stand für sie fest. Diese Frau hatte keinen normalen Tod erlitten. Egal, ob sie sich nun selbst umgebracht hatte oder von der Brücke gestoßen war. Einiges lief hier falsch und damit musste auch dieser rätselhafte Begriff Omega zu tun haben.

»Selbstmord oder Mord?«, fragte Sheila.

Bill hob nur die Schultern. »Ich weiß es nicht, aber ich weiß, dass hier einiges nicht mit rechten Dingen zugeht. Und dahinter werden wir auch noch kommen ...«

»Und?«, fragte Glenda Perkins, »schmeckt dir der Kaffee?«

Ich verdrehte die Augen. »Er ist wie immer allererste Sahne. Du hast in den letzten Tagen wirklich nichts verlernt. Meinen herzlichen Glückwunsch, schöne Kaffeemaid.«

»Wenn du das noch einmal sagst, kippe ich dir den Rest über den Kopf. Aber heiß.«

»Was bist du wieder aggressiv.«

»Man reagiert immer so, wie man angesprochen wird, mehr möchte ich dazu nicht sagen. Außerdem seid ihr mal wieder zu spät.«

»Das wissen wir.«

»Und was ist der Grund? Verschlafen?«

»Nein, ein Selbstmord.«

»Oder ein Mord«, fügte Suko hinzu, der sich ebenfalls in Glendas Vorzimmer aufhielt.

Sie sagte nichts mehr. Zumindest nicht für den Augenblick. Glenda stand da wie eine Puppe, hatte uns ihr Profil halb zugedreht und vergessen, den Mund zu schließen. In ihrem lindgrünen Pullover mit dem V-Ausschnitt sah sie wirklich toll aus und die rehbraune Hose, an den Enden leicht ausgestellt,

passte perfekt dazu.

»Ein Mord?«, flüsterte sie dann.

»Vielleicht«, sagte Suko.

»Wo denn?«

»In der U-Bahn-Station.«

Glenda schluckte. »Von einer Schießerei habe ich nichts gehört, da bin ich ehrlich und«

»Es ist auch nicht geschossen worden«, mischte ich mich ein. »Man hat einen alten Mann auf die Gleise geworfen. Sagt eine Zeugin. Es kann auch sein, dass er von selbst gesprungen oder ausgerutscht ist. So genau ist das nicht geklärt. Jedenfalls hat es dort unten ein kleines Chaos gegeben und du kennst uns ja. Wenn uns eine Zeugin so etwas sagt, werden wir misstrauisch.«

»Ja, das kann ich mir denken. MUSS ja schlimm sein, so etwas am frühen Morgen zu erleben. Kannte denn jemand den Toten?«

»Wir haben nichts dergleichen gehört«, antwortete ich.

»Aber ihr werdet euch darum kümmern, nicht?«

»Nur am Rande«, meinte Suko. »Falls hier nicht etwas anderes anliegt.«

»Nein, das nicht. Ich jedenfalls wüsste nichts. Aber Sir James ist auch nicht da. Er kommt erst am Mittag. Es liegen also keine besonderen Dinge vor.«

»Dann wollen wir mal sehen, ob es etwas über diesen Toten in unseren Archiven gibt.«

»Wollt ihr nach unten oder ...?«

Ich winkte ab. »Da können wir uns auch von deinem Computer aus einloggen, oder?«

»Mal sehen.«

Es ging um das Passwort, aber das kannte Glenda. So öffnete sie die Kartei, nachdem ich ihr den Namen Hugo Simpson gesagt hatte.

Es gab viele Simpsons, aber keinen mit dem Namen Hugo.

Nichts lag an Negativen vor. Der Mann hatte in seinem Leben bisher keinen Kontakt mit dem Gesetz gehabt.

»Aber er muss irgendwo gewohnt haben«, sagte Suko.

Wir schauten in unserem elektronischen Telefonbuch nach und blieben wieder ohne Erfolg.

»Kein Hugo Simpson«, murmelte Glenda, »das ist schon seltsam. Dabei hat der Mann gelebt.«

»Bis heute Morgen.«

»Und wurde umgebracht?«

»Die Zeugin sprach von einem unauffälligen Mann, der ihm einen Stoß gegeben hat. Das aber hat nur sie gesehen und niemand anderer. Wir können es glauben oder nicht.«

»Dann frage ich mich«, sagte Glenda, »wer bringt einen alten Mann um? Nur so?«

Ich schüttelte den Kopf. »Bestimmt nicht. Da steckt mehr dahinter. Darauf kannst du dich verlassen, falls er wirklich umgebracht worden ist und sich nicht selbst in den Tod gestürzt hat. Er wäre ja nicht der Erste gewesen.«

»Wollt ihr am Ball bleiben?«

Suko und ich schauten uns an. Irgendwie trauten wir uns beide nicht so recht, eine Zustimmung zu geben, aber wir hatten auch das Gefühl, dass hinter diesem Tod des Hugo Simpson mehr steckte, als es zunächst den Anschein hatte.

»Na ja«, sagte Suko schließlich, »wir möchten den Kollegen nicht ins Handwerk pfuschen, aber wenn so ein Mann verschwindet, der nach außen hin kaum existiert hat, muss mehr dahinter stecken. Das braucht nicht in unser Gebiet zu fallen, aber ...«

Glenda lachte. »Das Schicksal, wie? Euer Schicksal.«

»Genau.«

Ich schenkte mir eine zweite Tasse Kaffee ein und ging mit ihr in unser Büro. Als ich auf meinem Stuhl saß und die Beine hochgelegt hatte, nickte ich Suko zu, der ebenfalls seinen Platz eingenommen hatte.

»Wenn du dich an ihn erinnerst, ich meine, wir haben ja noch einen schnellen Blick auf die Leiche geworfen, würdest du dann davon ausgehen, dass es sich bei ihm um einen Menschen handelte, der im Freien auf der Straße oder der Platte gelebt hat?«

Suko runzelte die Stirn. »Wohin ziilst du mit deiner Frage, John?«

»Weil wir nichts über ihn gefunden haben. Er ist ein Phantom gewesen. Und das in einer Zeit wie der heutigen, wo man den gläsernen Menschen nicht erst zu erfinden braucht. Da hatte ich gedacht, dass er der normalen Gesellschaft den Rücken gekehrt hat...«

»Und sich anschließend umbrachte, weil ihm ein solches Leben ebenfalls nicht zusagte?«

»Kann sein.«

»Wir wissen zu wenig, John.«

»Fällt dir das erst jetzt ein?«

»Nein, ich denke nur darüber nach.«

»Und ich auch«, erklärte ich meinem Freund. »Deshalb ist mir der Gedanke gekommen, dass es möglicherweise jemanden gibt, der inzwischen mehr über ihn weiß.« »Wer denn?«

»Kollege Jackson.« »Gute Idee.« Suko grinste plötzlich. »Aber der Kollege wird sich bedanken, wenn er merkt, dass sich plötzlich zwei Typen von der anderen Seite einmischen.«

»Andere Seite?« »So sehen es viele.« »Hör auf.« Ich hatte schon den Hörer genommen und rief bei der Metropolitan Police an. Dort würde man mir die Nummer des Handys geben, unter der ich Jackson erreichen konnte.

Es ging auch alles glatt, und beim nächsten Anruf meldete sich der Kollege mit recht brummiger Stimme. »John Sinclair hier.« »Ach, auch das noch.« »Wieso?«

»Wollen Sie sich jetzt in den Fall einmischen?«

»Um Himmels Willen, nur das nicht. Mich interessiert nur, wer dieser Hugo Simpson wirklich gewesen ist. Er ist so alt

geworden. Warum hat er sich umgebracht oder ist umgebracht worden?« »Das steht noch nicht fest, John.« »Habt ihr was bei ihm gefunden? Einen Ausweis, einen Führerschein? Meine Güte, da gibt es ...« »Also doch Interesse, wie?« »Ein wenig.«

Ich hörte den Kollegen seufzen. »Ja, das habe ich mir gedacht. Wenn ein John Sinclair mal was erschnüffelt hat, lässt er nicht los. Ich weiß ja, dass Sie keine Ruhe geben. Da gibt es tatsächlich etwas, was wir bei ihm gefunden haben. Und zwar in der Kleidung, versteckt in seiner Hosentasche. Es ist eine Visitenkarte.«

Es herrschte plötzlich Funkstille zwischen uns. Jackson wusste, dass ich überrascht war. Er machte es spannend und wartete dabei auf meine Frage, die ich auch stellte.

»Ist das etwas Besonderes?« »In diesem Fall schon.« Er räusperte sich. »Die Karte gehörte nicht ihm, sondern zu einer Organisation. Ich lese mal vor.« »Okay.«

»>Omega - wir lösen Ihre letzten und ganz persönlichen Probleme<. Das war's. Jetzt sind Sie an der Reihe.«

Ich sagte erst mal nichts, sondern blickte zu Suko, der über Lautsprecher mitgehört hatte. Auch mein Freund und Kollege zeigte keine Reaktion, er blieb einfach nur stumm. »Nun?«

Ich lachte leise in den Hörer hinein. »Der Text klingt für mich schon seltsam.«

»Das meine ich auch. Können Sie etwas damit anfangen?«

»Nein«, erwiderte ich spontan. »Im Moment bin ich überfragt. Omega«, ich sprach den Begriff aus, »das hört sich an wie endgültig, sage ich mal.«

»Klar. Das Ende.« Mir klang ein bitteres Lachen ins Ohr. »Und das hat er ja erlebt. Das Ende auf den Gleisen der U-Bahn in einer überfüllten Station.« Ich ahnte, dass diese Visitenkarte einen Sinn ergab, aber ich fand auf die Schnelle keinen Zusammenhang. Und mir war klar, dass sie auch wichtig werden würde. Zum Dritten war ich davon überzeugt, dass wir uns ebenfalls um den Fall kümmern würden, denn hier

deutete sich etwas an.

Die Stimme des Kollegen unterbrach meine Gedanken. »Wir haben noch mal mit der Zeugin gesprochen«, erklärte er, »leider hat sie zu wenig gesehen.«

»Blieb sie denn bei ihrer Aussage?«

»Sie wich davon nicht ab. Sie hat steif und fest behauptet, dass Hugo Simpson gestoßen wurde. Sonst wäre er nicht vor den Zug gefallen. Sie hat ihn zwar nicht unbedingt beobachtet, aber er ist ihr schon aufgefallen, und sie ist der Meinung, dass der Mann seinen Tod irgendwie erwartet hat.«

Das überraschte mich. »Wie kommt sie darauf?«

Jackson lachte leise. »Ich kann Ihnen das nicht genau sagen. Sie ging einfach ihrem Gefühl nach und war der Ansicht, dass dieser Mann eigentlich darauf gewartet hatte, auf die Schienen gestoßen zu werden. Sein Verhalten kam ihr im Nachhinein so vor.

Er stand da, er ließ sich nicht abdrängen, er wollte der Erste am Gleis sein und ist dann gefallen. Zack, einfach so.«

»Durch den Stoßer. Den grauen Mann«, sagte ich. »Den Unauffälligen, genauer gesagt.«

»So scheint es gewesen zu sein.« Jackson sprach mit einer Stimme weiter, aus der nicht eben der Optimismus hervorklang. »Jedenfalls habe ich jetzt ein Problem.«

»Nicht nur Sie!«

»Ha!«, rief er. »Soll das heißen, dass Sie auch mitmischen wollen? meinen Sie, dass Geister mit im Spiel sind oder so ähnlich?«

»Hören Sie auf mit Geistern. Es gibt noch andere Gegner für uns als Geister. Ich habe natürlich keine Beweise, aber ich gehe da meinem Gefühl nach. Da könnte etwas dahinter stecken, das unbedingt ans Tageslicht geholt werden muss. Ich nehme an, dass wir uns erst mal darum kümmern sollten.«

»Das ist gut, John. Uns sind zwar die Hände nicht gebunden, aber die Fakten liegen so, dass wir zunächst von einem

Selbstmord ausgehen. Und das ist nicht unser Bier.«

»Ich weiß.«

»Aber wir bleiben in Verbindung. Kümmern Sie sich um Omega?«

»Das hatte ich vor.«

»Wunderbar.« Die Erleichterung war aus seiner Stimme heraus zu hören. »Wir haben nämlich noch andere Dinge zu tun, und ich bin schon froh, dass ich den Fall nicht am Hals habe.«

»Das kann ich mir denken.«

»Falls wir noch etwas finden, gebe ich Ihnen Bescheid, John. Aber ich glaube nicht so recht daran.«

»Okay. Und danke für die Auskunft.«

Er konnte das Lachen nicht unterdrücken. »Das ist ja auch in meinem Sinne gewesen.«

Ich legte auf und schaute über den Schreibtisch hinweg zu dem stumm gebliebenen Suko hinüber, der sich auch jetzt nicht bewegte und nur die Stirn gerunzelt hatte. Für mich das Zeichen, dass er stark nachdachte.

»Was sagst du dazu?«

»Nicht viel. Ich habe mit dem Begriff Omega ebenfalls meine Probleme.«

»Die einzige Spur.«

Suko lehnte sich zurück. »Und wenn dieser Hugo Simpson doch Selbstmord begangen hat?«

»Sollten wir uns trotzdem um die Organisation kümmern. Ich habe das Gefühl, dass wir bereits mit einem Finger in ein Wespennest gestochen haben. Mal sehen, was passiert, wenn wir tiefer bohren und ...«

Nach dem »und« sagte ich nichts mehr, denn aus dem Vorzimmer hörten wir Stimmen. Zum einen sprach Glenda, zum anderen vernahmen wir die Stimme eines Mannes und es dauerte kaum drei Sekunden, da wurde die Tür aufgestoßen.

Ein Mann stand auf der Schwelle und lachte uns an.

Es war Bill Conolly!

»Ach nein«, sagte ich, nachdem ich meine Überraschung überwunden hatte, »du lebst auch noch?«

»Das Gleiche könnte ich euch fragen.«

»Wir sind da.«

»Das sehe ich.« Bill hatte von Glenda Kaffee bekommen und trank im Stehen einen Schluck.

»Wo habt ihr euch herumgetrieben? Mir scheint, dass London euch nicht mehr gefällt und ...«

»Moment«, sagte Suko. »John war öfter unterwegs als ich. Sogar auf der Insel Sylt hat er sich herumgetrieben.«

»Promis gucken, wie?«

»Die hielten sich leider versteckt.«

»Hätte ich an ihrer Stelle auch getan, wenn du dort gewesen wärst.« Bill streckte ein Bein zur Seite und zog einen Stuhl heran. Dabei sorgte er dafür, dass kein Tropfen Kaffee aus der Tasse schwappte und machte einen zufriedenen Eindruck, als er sich gesetzt und einen Schluck getrunken hatte.

Ich nickte ihm zu. »Schön, dass du mal vorbeischauust, um uns einen guten Morgen zu wünschen.«

Er streckte den Arm aus und stellte die Tasse zunächst auf meinem Schreibtisch ab. »Ich bin eben ein höflicher Mensch, John, das solltest du langsam wissen.«

»Aber das ist nicht der einzige Grund deines Kommens gewesen, wie ich dich kenne?«

»Nein.« Er schaute uns kurz an und grinste dabei. »Trotzdem bin ich froh, euch gesund und munter wiederzusehen. Das mal vorweg. Auch wenn ihr mich schneidet.«

»He!«, protestierte ich, »was soll das denn wieder heißen?«

»Ganz einfach, John. Ich werde geschnitten. Ich höre nichts. Ich erfahre nichts. Ihr schließt mich aus. Ich stehe da und

schaue dumm aus der Wäsche.«

»Und nun bist du gekommen, um uns das zu sagen«, erklärte Suko mit lässiger Stimme.

»Ja, unter anderem. Zudem weiß ich ja, was ich euch als Freund schuldig bin.«

Ich kannte meinen ältesten Freund lange genug. Wenn er so sprach, dann hatte er etwas in der Hinterhand. Als er meinen forschenden Blick bemerkte, nickte er. »Es hat tatsächlich etwas gegeben, das mich zu euch getrieben hat. Abgesehen davon, dass Sheila euch grüßen lässt, was ihr gar nicht verdient habt, aber lassen wir das. Es gibt da eine Sache, die Sheila und mir in der vergangenen Nacht widerfahren ist, als wir von einer Feier kamen. Wir waren eigentlich in lockerer Stimmung, als uns das brutale Leben einholte. Mitten auf der Straße lag plötzlich eine tote alte Frau.«

Schlagartig war seine lockere Stimmung verschwunden. Er sah uns an, wir blieben stumm und deuteten nur durch ein Nicken an, dass er weiterreden sollte.

Das tat er dann auch. Er sprach nicht sehr forsch, eher leise. Wir hörten genau zu und Bill ließ auch keine Einzelheit aus. Er blieb sachlich und kam schließlich an den Punkt, der sehr wichtig für uns alle war.

»Als ich die Tote untersuchte, weil ich ihren Namen feststellen wollte, was glaubt ihr, was ich da in ihrer Tasche gefunden habe? Na«, lockte er, »was denkt ihr?«

»Eine Visitenkarte«, erklärte Suko.

Der Reporter sagte nichts. Er starrte uns nur an. Selten hatten wir ihn so sprachlos erlebt. Er schüttelte den Kopf und fragte Suko: »Wie kommst du denn darauf?«

»Intuition.«

»Hör auf, das glaube ich dir nicht. Nein, das kann es nicht sein, verdammt. Seid ihr schon am Ball?«

Ich mischte mich ein. »Stand auf der Karte zufällig der Begriff Omega?«

»Ja, verdammt!« Bill schlug mit der flachen Hand auf sein Knie. »Den habe ich dort tatsächlich gelesen. Dazu noch mit einem begleitenden Text, der sich mit dem Lösen der persönlichen Probleme beschäftigte.« »Genau.«

Bill musste erst mal einen Schluck von Glendas Bestem trinken. »Und wieso?«, fragte er dann, »wieso ist es möglich, dass ihr ebenfalls dazugehört?«

»Wo hast du die Frau gefunden?«, wollte ich wissen.

»Auf der Straße. Dicht vor einer Brücke. Oder fast darunter.«

»Das kann ein Selbstmord gewesen sein.«

»Sicher, John. Das kann, aber das muss kein Selbstmord gewesen sein, denn wir haben jemanden verschwinden sehen, und dann fuhr oberhalb der Böschung ein Wagen ab.«

»Ähnlich wie bei Simpson«, meinte Suko.

Bill räusperte sich. »Wer, zum Henker, ist das denn schon wieder? MUSS ich ihn kennen?«

»Auch ein Selbstmörder, möglicherweise«, sagte ich. »Er kam allerdings hier in London um. Bei ihm wurde ebenfalls eine Visitenkarte mit der Aufschrift Omega gefunden. Und der Mann war recht alt. Da haben wir schon wieder eine Parallel.«

»Die alten Selbstmörder«, flüsterte Bill.

»Oder auch nicht«, sagte Suko. Bill streckte seine Beine aus.

»Wer hätte denn wohl Interesse, die Menschen zu töten?«

»Erben, zum Beispiel.« Bill schaute mich an. »Glaubst du das, John?« »Ich ziehe es nur in Betracht.« »Und was ist mit der Organisation Omega? Wir lösen Ihre letzten und ganz persönlichen Probleme. Denk mal darüber nach. Das ist doch, das ist ein Hinweis.«

»Auf den Mord?«, fragte Suko.

»Ja, so sehe ich das. Es gibt da Leute, die dafür sorgen, dass Alte sterben und dies aussehen lassen wie Selbstmord. Das jedenfalls ist meine Theorie.«

Damit lag der Reporter gar nicht so falsch, wie ich ihm durch ein Nicken bekannt gab. Aber wir wussten nicht, wer sich hinter

dem Begriff Omega verbarg. Es war eine Organisation, okay, aber sie würde nicht im luftleeren Raum stehen. Dahinter standen Menschen oder wer auch immer. Man schickte die Alten in den Tod. Es sollte alles nach Selbstmord aussehen, und wahrscheinlich hatte die Organisation schon viel Erfolg damit erreicht, aber warum passierte dies? Ging es ums Geld? Wurden die alten Menschen gezwungen, ihr Testament zu Gunsten dieser Organisation zu ändern?

Wir diskutierten darüber, bis Suko einen sehr vernünftigen Vorschlag machte. »Wie wäre es denn, wenn wir uns an Lady Sarah wenden, bevor wir im Internet nachschauen?«

»Ausgezeichnet«, lobte Bill.

»Du meinst, weil sie auch zu den älteren Semestern gehört?«, fragte ich.

»Das muss man ihr ja nicht sagen. Du kennst sie doch. Sarah Goldwyn sieht und hört viel.«

»Wer ruft sie an?«

»Immer der, der fragt.«

Damit war ich gemeint und ich konnte mich dieser Pflicht nicht entziehen. Deshalb griff ich seufzend zum Telefonhörer.

Es war nicht unbedingt sicher, dass ich die Horror-Oma zu Hause erreichte. Sie war trotz ihres hohen Alters eine agile Person und des Öfteren unterwegs. Da ließ sie sich auch von schlechtem Wetter nicht aufhalten.

In diesem Fall hatte ich Glück. Sie meldete sich, auch ich nannte meinen Namen und da war es erst mal still.

Ich kannte sie. Ich rechnete mit einem Stimmgewitter und einem Donnerwetter. Dennoch fragte ich behutsam: »Bist du noch da, Sarah?«

»Ja, das bin ich!«

Das war der Ton eines Feldwebels, mit dem sie geantwortet hatte. »Wunderbar, meine Liebe. Ich wollte nämlich ...«

»Dich entschuldigen, John?«

»Warum sollte ich?«

»Weil du dich so lange nicht gemeldet hast. Jane und ich haben schon daran gedacht, dich abzuschreiben. Auch wenn du dich irgendwo in der Welt herumtreibst, kannst du schon eine Nachricht geben. Man macht sich ja Sorgen.«

Die Vorwürfe hatte ich erwartet, denn sie erreichten mich regelmäßig, wenn ich länger nichts von mir hatte hören lassen. »Ja, Sarah, entschuldige, aber du weißt ja selbst, dass der Job ziemlich stressig sein kann. Da denkt man an alles Mögliche, nur eben nicht daran, sich bei Leuten zu melden, wenn es nicht eben dienstlich bedingt ist.«

»Was soll das heißen? Leute! Bin ich Leute! Oder Jane?«

»Nein, natürlich nicht.«

»Eben. Aber lass es gut sein.« Jetzt, wo sie mir den Kopf gewaschen hatte, änderte sich ihre Stimmlage. »Wie ich dich kenne, rufst du bestimmt nicht an, um mir einen guten Tag zu wünschen. Irgendwas hast du auf dem Herzen.«

»Nun ja, Sarah, so prosaisch will ich das nicht sehen. Aber du hast Recht. Wir müssen in einem bestimmten Fall weiterkommen und da brauchen wir deinen Rat, hat Suko gemeint, wobei Bill und ich der gleichen Meinung sind.«

»Suko hat den Vorschlag gemacht. Nicht du. Das lässt wieder tief blicken.«

Ich nahm die Spitze hin und kam dann zum Thema. »Sagt dir der Name Omega etwas?«

Ihrem Schweigen nach zu urteilen nicht. Aber das wusste man bei der Horror-Oma nie und sie gab mir auch eine Antwort.

»Omega ist der letzte Buchstabe des klassischen griechischen Alphabets. Bedeutet auch Ende. Das weißt du selbst, John. Hast du deshalb angerufen?«

»Stimmt, das ist mir bekannt. Alles klar. Da gibt es keine Probleme. Wir sind allerdings der Meinung, dass mehr dahinter steckt.« Ich wiederholte den Text der Visitenkarte und hörte, dass Sarah leise durch die Zähne pfiff.

»Fällt dir was auf?«

»Noch nicht, aber das deutet auf eine bestimmte Richtung hin, wenn ich mich nicht irre. Ich denke da an Sterbehilfe. Nur anders als sie sein sollte.«

»Genau das meine ich auch.« Ich hatte zu Lady Sarah das gleiche Vertrauen wie zu Suko oder Bill. Deshalb nahm ich auch kein Blatt vor den Mund und berichtete, was uns und den beiden Conollys widerfahren war. Die Horror-Oma hörte aufmerksam zu. Sie hatte es auch gelernt, mich mit keinem Wort zu unterbrechen, und als ich meinen Bericht schließlich beendet hatte, da herrschte bei ihr nachdenkliches Schweigen.

Ich drängte sie nicht zu einem Kommentar und wartete ab, bis sie selbst etwas sagte.

»Das hört sich nicht gut an, John.«

»Meine ich auch.«

»Alte Menschen werden in den Tod geschickt. Und es soll aussehen wie Selbstmord.«

»Ja.«

»Seid ihr sicher?«

»Wir gehen zumindest davon aus. Da du ja nicht mehr ein junges Mädchen bist, hatten wir uns gedacht, dass du vielleicht etwas über diese Organisation gehört hast.«

»Nein, John. Da muss ich dich enttäuschen. Aber ich denke, dass es nicht schaden kann, wenn ich mal meine Fühler ausstrecke. Ich habe ja mehr Kontakt zu alten Menschen als ihr.«

»Das wäre nett.«

»Gut. Wie und wo kann ich euch erreichen?«

»Am besten über das Handy.«

»Bis dann.«

War unsere Hoffnung gestiegen? Eigentlich nicht. Aber wir hatten immerhin etwas in Bewegung gesetzt. Wir würden uns ebenfalls selbst um den Begriff Omega kümmern. Ich war überzeugt, dass wir im Internet einen Hinweis fanden. Nur

tummelten sich dort so viele Anbieter herum, dass der Begriff bestimmt oft auftauchte.

»Was ist?«, fragte Suko.

»Internet.«

»Okay.«

Auch Bill war dafür, aber zufrieden sahen weder er, Suko noch ich aus ...

Sarah Goldwyn hatte den Hörer wieder auf die Gabel gelegt und saß neben dem Telefon. Sie grübelte über den Anruf nach, der etwas in ihrem Innern zum Klingen gebracht hatte.

Omega, der Gegensatz zu Alpha, dem Anfang. Es war das Ende, von dort aus gab es kein Zurück mehr. Sonst hätte man nicht diesen Namen gewählt, der so einprägsam war.

Sie blies die Luft aus, als sie sich von ihrem Stuhl erhob. »Ich habe ihn schon gehört«, flüsterte sie vor sich hin, »es gibt da etwas, das mir nicht fremd ist, aber ich weiß nicht mehr, wo ich damit in Kontakt getreten bin.« Sie wusste auch nicht, ob sie ihre Mitbewohnerin Jane Collins darüber informiert hatte, aber Jane konnte sie nicht fragen, denn sie war unterwegs und hatte einen Job zu erledigen. Als Privatdetektivin war sie ziemlich gefragt und konnte sogar manche Aufträge ablehnen, die ihr nicht gefielen.

»Omega«, murmelte sie wieder vor sich hin. »Wo, zum Teufel, bist du mir begegnet?«

Sie kam einfach nicht darauf, ging in die Küche und kochte sich einen Tee. Vielleicht schaffte er es, ihren Geist anzuregen. Jetzt wünschte Sarah sich, mehr mit Menschen in ihrem Alter zu tun zu haben, dann hätte sie vielleicht die Chance einer schnellen Lösung gehabt, denn die Frauen und Männer sprachen oft vom Tod, wenn sie zusammen saßen. Der Tod war das einzige Thema bei ihnen, das sich noch um die Zukunft

drehte. Alles andere gehörte der Vergangenheit an.

Auch als Lady Sarah den Tee getrunken hatte, war sie zu keinem Ergebnis gekommen, aber ihr war trotzdem etwas eingefallen. Ein Name geisterte durch ihren Kopf.

»Hilde Woodward«, flüsterte sie vor sich hin. »Ja, die Hilde, die müsste es wissen.«

Sarah war deshalb auf diese Frau gekommen, weil Hilde Woodward so etwas wie eine gute Fee der alten Menschen war. Sie hatte nicht weit entfernt eine Altenstube eingerichtet, in der die Menschen zusammenkamen, sich unterhielten und so einen Teil ihrer Einsamkeit verloren. Es waren fast nur Männer und Frauen, die keinerlei Angehörige mehr besaßen und froh waren, wenn sie mal zusammen reden konnten. Lady Sarah hatte davon erfahren. Sie war auch drei Mal bei solchen Treffen gewesen, aber sie hatte sich dort unwohl gefühlt. Trotz ihres Alters war es nicht ihre Welt.

Aber sie hatte erfahren, dass dieses Zentrum von Spenden lebte und die Betreiber keine staatliche Unterstützung bekamen, und so hatte die nicht eben arme Sarah Goldwyn eine beträchtliche Summe überwiesen und sie hatte auch erlebt, wie dankbar Hilde Woodward ihr gegenüber gewesen war. Ob sie mit ihrer Vermutung richtig lag, stand in den Sternen. Aber dort mal nachzuforschen war besser, als untätig zu Hause herumzusitzen.

Anzumelden brauchte sie sich nicht. Die Tür des HAPPY AGE stand immer offen. Besonders in der Vorweihnachtszeit, in der die Menschen ihre persönliche Einsamkeit besonders deutlich spürten. Da suchten sie immer die Gesellschaft der Gleichgesinnten.

Das Haus lag zwar nicht zu weit entfernt, aber auch nicht nahe genug für einen Spaziergang. Deshalb entschloss Sarah sich, ein Taxi zu nehmen. Sie fuhr oft und deshalb war sie auch bekannt, als sie die Zentrale anrief. Der Wagen würde so schnell wie möglich kommen und sie konnte sich in der

Zwischenzeit schon anziehen.

Sarah hängte noch zwei bunte Ketten um. Sie passten zu dem hellen, weichen Pullover, den sie zur dunkelbraunen Hose trug. Sie sah immer flott aus und sie überlegte auch, ob sie einen ihrer Hüte aufsetzen sollte. Sie entschied sich jedoch dagegen und nahm nur ihren Stock mit, der sie trittsicherer machte.

Ein Wollmantel gehörte auch noch zur Kleidung und bevor sie das Haus verließ, blieb sie noch für einen Moment nachdenklich an der Tür stehen. Sie dachte darüber nach, ob sie John Sinclair Bescheid geben sollte, aber es siegte ihr Dickkopf. Er hatte sich so lange nicht mehr gemeldet, jetzt sollte er schmoren. Außerdem ging sie nur einem Verdacht nach und der sollte nicht überbewertet werden. Erst nach dem Gespräch mit Hilde Woodward wollte sie sich entscheiden.

Als sie die Tür öffnete, fuhr jenseits des schmalen Vorgartens das Taxi vor. Der Fahrer, ein Farbiger, winkte, als er ausstieg.

»Bleiben Sie ruhig da, Sammy, ich komme.«

Sarah kannte den Fahrer. Sie mochte ihn. Sammy war immer nett, gut drauf und arbeitete viel, weil er seine Frau und seine drei kleinen Kinder durchbringen wollte. Er hatte sich vorgenommen, ihnen eine gute Ausbildung zu geben, damit sie mal einen besseren Start hatten als ihr Vater.

»Guten Morgen, Mrs. Goldwyn. Freut mich, dass ich Sie wieder fahren darf.« Er hielt der Horror-Oma die Tür auf. Sein Lächeln war nicht gezwungen, sondern echt.

»Danke, Sam. Ich freue mich auch.«

Saran stieg in den Fond. Sam klemmte sich hinter das Steuer und fragte, wo es hingehen sollte.

»Kennen Sie das Happy Age?«

»Diese Altenbude?«

»Bitte, Sam, nicht so respektlos. Auch Sie werden mal alt.«

»Pardon. Ist mir so rausgerutscht. Ja, das kenne ich natürlich. Habe schon öfter Gäste dorthin gefahren.«

»Und jetzt bin ich an der Reihe.«

Sam startete noch nicht. Er drehte sich um. »Jetzt sagen Sie aber nicht, dass Sie dort Ihre Tage verbringen wollen.«

»Was stört Sie daran?«

»Aber Sie doch nicht, Sarah. Nein, bestimmt nicht. Das kann ich mir bei Ihnen nicht vorstellen. Sie sind viel zu agil.«

»Danke, Sam. Aber schließlich bin ich auch über siebzig.«

»Na und?«

»Sie werden das Alter auch noch kennen lernen. So, jetzt aber nichts wie weg.«

»Natürlich.«

Auf der Fahrt sprachen sie über Sams Familie. Den Kindern ging es gut, der Frau ebenfalls. Der Älteste war bereits in der Schule und gehörte zu den Besten in der Klasse, was den Vater natürlich besonders stolz machte.

Die Zeit verging wie im Flug und als sie am Ziel hielten, da kam es Sarah vor, als würde sie wie aus einem tiefen Traum erwachen. Das Haus war von der Straße aus nicht zu sehen. Sie hatten abbiegen müssen und waren auf einem schmalen Weg gefahren, der von einer Hecke gesäumt wurde. Hinter der Einfahrt breitete sich ein Platz aus, auf dem auch das Haus stand, in dem die Altenstube untergebracht war.

Der Anblick des Hauses konnte enttäuschend sein. Das war keine alte Villa aus viktorianischer Zeit, sondern ein schmuckloser und flacher Bungalow-Bau mit Steinwänden und einer Reihe von Fenstern an der Rückseite.

Vor dem Eingang schützte ein Dach vor Regen und der Fahrer bot an, Lady Sarah zu begleiten.

»Nein, Sam das ist nicht nötig. Danke für den Vorschlag. Das schaffe ich allein. Was habe ich zu zahlen?« Er nannte ihr den Preis. Sarah drückte ihm einen Schein in die Hand.

»Oh, da muss ich nachsehen, ob ich wechseln kann.«

»Das brauchen Sie nicht, Sam. Die Summe ist schon okay.«

»Danke, Mrs. Goldwyn, danke.« »Alles klar.«

Sarah stieg aus, winkte dem Fahrer noch mal zu und ging

unter dem Vordach auf die Tür des Hauses zu. Sie war recht breit, bestand aus zwei Hälften und war gläsern.

Lady Sarah drückte den einen der hölzernen Griffe und schob die rechte Türhälfte nach innen.

Sofort drang ihr die Wärme entgegen. Es war zu warm. Sie wusste, dass alte Menschen manchmal leicht frieren, aber die Wärme raubte ihr beinahe den Atem und so blieb sie nach zwei Schritten stehen und schüttelte erst mal den Kopf. Sie war praktisch gezwungen, den Mantel auszuziehen und hängte ihn an den Haken einer Garderobe rechts an der mit Rauputz bedeckten Wand.

Viele Menschen hielten sich an diesem Morgen nicht in der Altenstube auf, sonst hätten mehr Kleidungsstücke an den Haken gehangen. Das kam ihr auch sehr entgegen. Für sie war Hilde Woodward wichtiger. Wenn ihr jemand Auskünfte geben konnte, dann die Leiterin des Heims.

Der kurze, aber recht breite Gang teilte sich dann. Nach links führte der Weg in einen Saal, in dem die Feiern stattfanden. Direkt daneben lag die Küche, deren Tür offen stand, so dass der Geruch von Kaffee Sarah entgegenwehte.

Der Saal war leer. Sie empfand ihn als hässlich. Er war einfach zu trist eingerichtet. Da gab es keine Bilder, sondern nur die langen Tische mit den Stuhlreihen davor. Das war einfach nicht nach Sarahs Geschmack.

Am rechten Teil des Ganges lagen auch noch einige Räume. Die Bastelstube, das kleine Cafe und auch ein Büro war vorhanden. Die Tür befand sich zwischen der Herren- und Damentoilette.

Der Boden war mit einem Kunststoffbelag bedeckt, aber mit einem abstumpfenden Mittel geputzt worden, so dass ein Ausrutschen nicht so leicht möglich war.

Aus der Bastelstube hörte Sarah Stimmen und auch die Tür an der linken Seite war nicht geschlossen. Sarah konnte einen Blick in einen kleineren Saal werfen, in dem auch Feiern

stattfanden. Er war bereits weihnachtlich geschmückt worden. Dort stand ein Baum, und von der Decke hingen Girlanden.

Aus der Bastelstube waren nicht nur die Stimmen der Anwesenden zu hören, dazwischen erklang auch Musik. Natürlich vorweihnachtliche Lieder. Sarah warf einen Blick in den Raum und sah fünf Frauen um einen Tisch herum sitzen, auf dem sich Tannenzweige, Kerzen und bunte Bänder verteilten.

Hier wurde für Freunde und Verwandte gebastelt. Und das mit viel Liebe und Eifer.

Bisher war sie noch von Niemandem gesehen worden und das sollte auch so bleiben. Sie hatte keine Lust, sich mit den Frauen zu unterhalten, für sie war allein Hilde Woodward wichtig. Sarah drückte sich selbst die Daumen, dass die Leiterin auch da war, aber das war meistens der Fall. Irgend jemand musste so etwas wie eine Aufsicht führen, denn es konnte leicht sein, dass den alten Menschen etwas passierte. Nur wenige unter ihnen waren völlig gesund.

Sarah konnte nicht verstehen, dass Hildes Büro zwischen den beiden Toiletten lag, aber das war nun mal so. Sie klopfte an, wartete ab und hörte hinter dem hellbraunen Holz der Tür die Stimme der Frau.

»Kommen Sie rein.«

Sehr gut!, dachte die Horror-Oma und öffnete.

Es war kein tolles Büro, sondern eher spartanisch eingerichtet. Die Möbel stammten aus zweiter Hand, waren aber noch okay. Ein Schrank, ein Schreibtisch, eine Liege, eine kleine Sitzcke und auf dem Schreibtisch, hinter dem Hilde Woodward saß, hatte ein Laptop seinen Platz gefunden. Der Deckel war in die Höhe geklappt, aber Hilde schaute nicht mehr auf den Schirm, sondern hatte den Kopf gedreht und blickte Sarah an, wobei sich das Erstaunen in ihren Blick drängte.

»Mrs. Goldwyn!«, rief sie. »Himmel, das ist aber eine Überraschung. Toll, dass Sie mich besuchen kommen.«

Sarah blieb distanziert. »Moment, Mrs. Woodward, ich will

Sie wirklich nicht stören.«

»Ganz und gar nicht, Mrs. Goldwyn. Von stören kann keine Rede sein. Kommen Sie, nehmen Sie Platz.«

»Danke.«

»Einen Tee?«

»Ja, der wäre nicht schlecht.«

»Wunderbar. Ich habe ihn vor zwei Minuten frisch aufgebrüht.« Sie deutete dorthin, wo auf der Fensterbank die Teekanne stand. Tassen holte sie aus dem Wandschrank und erkundigte sich auch mit einem verschwörerischen Augenzwinkern, ob etwas Rum gewünscht wurde.

»Nein, das nicht, Mrs. Woodward. Besonders nicht am Morgen.«

»Wir haben schließlich schon Mittag.«

»Das ist wohl wahr, aber es ist noch nicht meine Zeit. Ein Schluck Wein am Abend trinke ich gern, aber mit den harten Sachen halte ich mich lieber zurück.«

»Kann ich verstehen.«

Beide Frauen nahmen in der kleinen Sitzecke Platz. Auf dem ovalen Tisch lag ein Tannenzweig mit einer roten Kerze in der Mitte. Hilde Woodward schob die Dekoration zur Seite, dann servierte sie den Tee, der sehr aromatisch duftete.

Erst nachdem beide Frauen einen Schluck getrunken hatten, fing die Leiterin an zu sprechen. »Es ist für mich wirklich eine Überraschung, dass Sie mich hier besuchen, Mrs. Goldwyn. Wie lange waren Sie nicht mehr hier? Drei Monate? Ein halbes Jahr?«

Sarah zuckte mit den Schultern. »Ich weiß es ehrlich gesagt nicht, aber ich dachte mir, schau mal vorbei.«

»Das ist nett.«

Hilde Woodward lächelte. Sie war eine Frau um die fünfzig. Das Haar hatte sie rötlichbraun gefärbt, kurz schneiden lassen und die Strähnen nach hinten gekämmt. Sie besaß ein schmales Gesicht, in dem die hohe Stirn auffiel. Schmal waren auch die

Lippen und die Nase, die in etwas breiten Flügeln auslief. An ihren Ohren baumelten zwei altmodische Perlenanhänger und um ihren Hals hatte sie ebenfalls eine Perlenkette gehängt. Sie trug einen dunkelgrünen Pullover mit V-Ausschnitt und eine Weste aus Wildleder, an deren Seiten sich kleine Taschen befanden. Die graue Jeans passte sich den Schuhen an, deren Absätze dick und klobig wirkten.

Nach einer Weile sah Hilde Woodward Sarah fragend an. »Kann es sein, dass Sie einen besonderen Grund für Ihren Besuch haben, Mrs. Goldwyn?«

Sarah lächelte etwas hintergründig, bevor sie eine Antwort gab. »Können Sie sich denn einen vorstellen?«

»O ja. Sehr gut. Sehen Sie«, fuhr sie fort und unterstrich ihre Worte mit Handbewegungen, »wir sind hier so etwas wie eine Auffangstation für Einsame, aber das wissen Sie ja. Die Frauen und Männer kommen zu uns, wenn Sie sich zu sehr allein fühlen, denn hier finden sie Zerstreuung unter Gleichgesinnten. Das muss ich Ihnen nicht erst erklären, Sie haben ja selbst genug für unsere Institution getan.«

»Meinen Sie die Spende?«

»Natürlich. Das war sehr großzügig von Ihnen.«

»Wenn ich etwas Gutes damit tun kann, dann reut es mich nicht. Das Jahr ist bald zu Ende und ich werde mal nachschauen, was ich für Sie tun kann, Mrs. Woodward.«

»Danke sehr. Das ist...«

»Warten wir es ab.«

»Gut.« Die Leiterin trank wieder von ihrem Tee. »Aber Sie sind nicht hergekommen, um nur zu plaudern oder sich zu zerstreuen, nehme ich an.«

»Da haben Sie Recht. Mich haben andere Motive geleitet.«

»Ich höre.«

»Es ist einfach, aber auch auf eine gewisse Art und Weise kompliziert. Mir ist ein Begriff zu Ohren gekommen, mit dem ich im Moment noch nicht viel anfangen kann. Er heißt

Omega.«

»Ach«, erwiderte Hilde. »Das ist aber seltsam. Omega bedeutet Ende, wenn mich nicht alles täuscht.«

»Das ist mir auch bekannt. Aber mir geht es schon um etwas anderes, Mrs. Woodward. Kennen Sie vielleicht eine Organisation, die sich Omega nennt? Oder haben Sie davon gehört?«

Die Frau sagte nichts. Aber ihre Haltung veränderte sich. Sarah hatte den Eindruck, als wäre Hilde die Frage unangenehm gewesen, denn sie sperrte sich innerlich.

Zwar schlugen in Sarahs Kopf keine Alarmglocken an, aber sie nahm sich vor, auf der Hut zu sein.

»Omega ...?«

»Genau.«

Hilde versuchte es mit einem Lächeln, aber es war doch etwas krampfhaft. »Den Begriff kennt man ja. Ich weiß nur nicht, was ich damit zu tun haben soll?«

Sarah legte die Hände auf die hölzernen Armlehnen des Stuhls, bevor sie sagte: »Wir lösen Ihre letzten und ganz persönlichen Probleme, Mrs. Woodward.«

Hilde hatte zugehört, aber sie gab keinen Kommentar ab. Es bewegte sich nur ihre Stirn. Sehr bald malten sich dort einige tiefe Falten ab. Sarah bewies Geduld und wartete, bis Hilde das Wort ergriff.

»Ich will Ihnen ja nichts«, sagte sie mit leiser Stimme, aber dieser Satz hört sich schon seltsam, wenn nicht sogar makaber an. Finden sie nicht auch?«

»Ja, wenn Sie so wollen. Er hat etwas mit dem Tod zu tun. Und den haben die Menschen hier ja alle irgendwie vor Augen. Meine ich jedenfalls. Es wird ja viel über den Tod geredet.«

»Klar, das stimmt. Aber doch mehr in der Theorie, denke ich mir. Oder sehen Sie das anders?«

»Ich denke an Omega und an den Begleittext. Er deutet auf etwas Bestimmtes hin.«

»Was meinen Sie denn?«

Die Frage ärgerte Sarah etwas. Vor Wut ballte sie die Hände zu Fäusten, ließ sie aber auf den Lehnen liegen. »Können Sie sich nicht vorstellen, dass es wie Mord aussehen kann? Wie soll man den Text sonst interpretieren? Letzte persönliche Probleme lösen, das lässt darauf schließen, dass man aus dem Leben scheidet. Wenn das geschehen ist, hat man das Problem gelöst.«

Hilde Woodward war zunächst still. Dann holte sie tief Luft und strich über ihre Stirn. »Ich muss ehrlich zugeben, dass ich Ihre Fantasie bewundere, Mrs. Goldwyn. Also auf eine derartige Lösung wäre ich wirklich nicht gekommen.«

»Warum nicht?«

»Das ist doch unmöglich.«

»Nicht, wenn Sie sich den Text genau durch den Kopf gehen lassen, Mrs. Woodward.«

»Ja, ja, das habe ich schon getan.« Sie war nervös geworden und hatte die Antwort mehr geflüstert. »Dennoch kann ich Ihrer Interpretation nicht folgen, Mrs. Goldwyn.«

»Ich will noch deutlicher werden. Man wendet sich an die Organisation und bestellt dort seinen eigenen Tod. Ist das nun eine Lösung oder nicht? Was meinen Sie?«

Hildes Kopf zuckte vor. »Tod bestellen?«

»Ja.«

»Ermorden lassen?« Sie schüttelte den Kopf. »Darauf läuft es doch hinaus

- oder?«

»Nein, nein, Mrs. Woodward, nicht unbedingt. Ich kann auch sagen sowohl als auch. Die Menschen sterben durch die Mitglieder der Organisation Omega. Aber es fällt nicht auf, dass sie ermordet worden sind. So müssen Sie das sehen.«

»Und ... und ... was soll dann wirklich geschehen sein?«

»Heimtücke. Man kann es aussehen lassen wie Selbstmord. In Wirklichkeit aber sind die Menschen umgebracht worden. So sehe ich das, wenn Sie mich schon fragen.«

Hilde Woodward staunte. Sie konnte nur noch flüstern. »Und das wollen Sie alles aus dem Text herausgelesen haben?«

»Unter anderem, Mrs. Woodward.«

»Es ist etwas mager, würde ich sagen. Sie kommen her und machen mir Angst. Ich kann Sie nicht bevormunden, Mrs. Goldwyn, danach steht mir auch nicht der Sinn, aber ich möchte nicht, dass Sie mit unseren Besuchern darüber sprechen. Sie würden ihnen nur Angst einjagen. Ein solches Thema mögen sie nicht.«

Lady Sarah beruhigte die Frau. »Keine Sorge, Sie sind der einzige Mensch, mit dem ich bisher darüber gesprochen habe, aber zu fantasievoll ist meine Interpretation nicht.«

»Für mich schon.«

Die Horror-Oma wusste nicht, ob sie der Frau glauben sollte. Immer mehr überkam sie der Eindruck, dass die gute Hilde ihr hier etwas vorspielte. »Ich würde Ihnen ja auch Recht geben«, jetzt kam sie direkt zur Sache, »wenn es nicht zwei Tote gegeben hätte. Eine Frau und einen Mann. Sie starben. Der Mann fiel vor eine U-Bahn und die Frau stürzte sich von einer Brücke.«

»Also Selbstmord?«

Sarah lächelte hintergründig. »So sah es zumindest aus. Oder hätte es für die Polizei aussehen sollen. Aber das trifft nicht zu, denke ich. Es hat nur wie Selbstmord aussehen sollen.«

»Ach, und wer sagt Ihnen das?« »Die Polizei ist der Ansicht. Außerdem hat es Zeugen gegeben. Bei beiden Toten fand man die Visitenkarte der Organisation. Das kann doch kein Zufall sein.«

»Nein, wohl nicht. Oder doch?« »Ich weiß es nicht. Aber ich habe nachgedacht und bin zu dem Ergebnis gelangt, dass die Mitglieder der Organisation Omega für das Ende der beiden alten Menschen gesorgt haben.«

Hilde Woodward nickte. Sie blickte Sarah dabei nicht an. »Tja, wenn Sie meinen, dass es so gewesen ist, dann kann ich

Ihnen auch nicht helfen. Aber ich frage mich, was Sie von mir wollen.«

»Damit wären wir wieder beim Anfang. Und da hat sich der Kreis geschlossen. Mich würde interessieren, ob Ihnen die Organisation Omega bekannt ist.«

»N ... nein ...« »Tatsächlich nicht?« »Wenn ich es Ihnen sage und ...« »Aber man kann davon ausgehen, dass sie Ihnen nicht unbekannt ist, Mrs. Woodward.« »Wieso denn?«

»Weil Sie an der Quelle sitzen. Tatsache ist, dass es Omega gibt. Omega hat ja sogar Werbung für sich gemacht, und wo gäbe es eine bessere Zielgruppe als in den Altenheimen oder Altenstuben? Sie müssen zugeben, dass mein Verdacht nicht so weit hergeholt ist.«

»Tut mir leid, Mrs. Goldwyn. Ich kann Ihnen beim besten Willen nicht folgen. Das ist ein Stück zu hoch für mich. Ich kann diesen Weg nicht mit Ihnen gehen.«

»Schade.«

Hilde Woodward zuckte die Achseln. »Das ist nun mal so. Daran kann man nichts ändern.«

Sarah nickte vor sich hin. »Dann muss ich meinen Weg eben allein weitergehen.«

Sofort horchte die Leiterin auf. »Von welch einem Weg sprechen Sie da?«

»Von dem der Aufklärung. Ich will wissen, was es mit dieser Organisation oder diesem Geheimbund auf sich hat. Das ist kein Spiel. Das ist einfach nur tödlich. Hier werden alte Menschen abserviert und das auf eine perfide und widerliche Art und Weise. Ich weiß nicht, wie die Mitglieder der Organisation es schaffen, die Leute um den Finger zu wickeln, aber ihre Methoden müssen schon gut sein, sonst wäre so etwas nicht möglich gewesen.«

»Sie glauben also an ein Verbrechen?«

»Ja, daran glaube ich.«

Hilde Woodward schluckte. Die Haut an ihrem Hals zuckte.

Sie räusperte sich. Sarah sah darin Reaktionen der Verlegenheit. Ihre Anwesenheit und das Gesagte musste einen starken Druck auf die Frau ausgelöst haben, ansonsten hätte sie sich souveräner verhalten. Sie wusste etwas, aber sie wollte es nicht zugeben.

»Alles was Recht ist, Mrs. Goldwyn, aber ich finde, Sie sollten die Dinge auf sich beruhen lassen und einfach vergessen. Das mit den Karten kann Zufall sein. Es gibt ja Organisationen, die Schwerkranke auf ihrem langen Weg in den Tod begleiten. Damit habe ich schon öfter zu tun gehabt. Ich kann mir denken, dass die Organisation Omega auch dazugehört. Oder meinen Sie nicht?«

Als Antwort folgte ein klares »Nein!«

»Was macht Sie denn so sicher?« Hildes Gesicht lief rot an. Es war zu sehen, dass Sie sich ärgerte.

»Der Text, Mrs. Woodward. Ich möchte nicht, dass noch mehr Menschen in die Fänge dieser noch unbekannten Organisation geraten. Das habe ich mir in den Kopf gesetzt, denn irgendwo fühle ich mich ebenfalls dazugehörig, zu den Alten, die auf der Liste stehen und auf einen ihnen genehmen Tod warten.«

»Das ist doch Unsinn!«

»Sorry, aber ich denke anders darüber!«

Hilde Woodward saß jetzt wie auf dem Sprung. »Wollen Sie sich wirklich einmischen, Mrs. Goldwyn?«

»Ich bin schon dabei. Gut, Sie haben mir nicht helfen können«, sagte sie mit einer Betonung, dass ihr die Leiterin nicht glauben konnte, »Aber ich werde andere Möglichkeiten finden.«

»Welche denn?«

»Die liegen auf der Hand. Ich brauche nur nach nebenan zu gehen. Dort sitzen die Menschen zusammen und es kann durchaus sein, dass ich dort Antworten auf meine Fragen bekomme.«

»Das ist doch Quatsch.« Mit einer heftigen Bewegung stand die Leiterin auf. »Wollen Sie sich lächerlich machen?«

Lady Sarah blieb ruhig. »Das hatte ich nicht vor. Auf keinen Fall, Mrs. Woodward.«

»Dann lassen Sie es.«

»Auch das werde ich nicht tun!«

Die Leiterin versuchte es ein letztes Mal. Ihr Gesicht war nicht nur rot angelaufen, es war auch vor Wut verzerrt. »Oder wollen Sie den Menschen eine höllische Angst einjagen, so dass sie schon ...«

»Reden Sie doch nichts. Ich will nur die Wahrheit herausfinden. Es ist sicherlich nicht schlimm, wenn ich sie nach der Organisation frage.« Sarah drehte sich von ihrem Stuhl weg und wollte auf die Bürotür zugehen, aber sie blieb noch stehen, weil sie sah, dass sich Hilde Woodward mit schnellen Schritten auf ihren Schreibtisch zubewegte. Zuerst dachte Sarah, sie würde sich um ihren Laptop kümmern, weil sie sich dabei nach vorn beugte, aber das war ein Irrtum. Die Frau hatte etwas anderes vor. Sie zerrte eine Schublade auf, griff hinein, und Lady Sarah wusste, was kam. Nur konnte sie nichts machen, sie stand da und umklammerte den Knauf ihres Stocks.

Hilde Woodward fuhr herum und stoppte mitten in der Drehung, um mit einer dunklen Pistole auf Sarah Goldwyn zu zielen ...

Die Horror-Oma schrie nicht. Sie sackte auch nicht vor Angst in die Knie. Sie dachte nur an den Verlauf des Gesprächs und daran, dass sie es sich auch hätte denken können, dass irgend etwas passieren würde. Die Änderung des Verhaltens der Heimleiterin war einfach zu krasse gewesen. Jetzt zeigte sie ihr wahres Gesicht.

Noch einen Vorwurf machte sich Sarah. Sie hätte doch John

anrufen sollen, bevor sie losgefahren war. Sie kannte auch seine Warnungen. Immer wieder schärfte er ihr ein, nichts auf eigene Faust zu unternehmen, weil sie sich schon öfter in des Teufels Küche begeben hatte. Aber sie konnte es einfach nicht lassen. Es steckte wie ein Drang in ihr, der irgendwann einmal raus musste.

»Reicht das als Antwort?«, fragte die Woodward.

Sarah verzog leicht die Lippen und meinte: »Muss ich jetzt Angst haben?«

»Ich denke schon.«

»Vor Ihnen?«

»Auch.«

»Und vor Omega?«

»Das ganz sicher. Aber es wird alles so erledigt, wie man es sich vorgenommen hat und wie man es immer tut. Sie werden nicht viel merken, Mrs. Goldwyn. Die Mitglieder der Organisation sind sehr human.«

»Dann kennen Sie sie?«

»Natürlich«, erklärte die Leiterin im Brustton der Überzeugung. »In meiner Position kann man an Omega einfach nicht vorbeikommen. So ist das eben, Mrs. Goldwyn.«

»Und Sie werden auch sicherlich Vorteile davon haben, denke ich mir.«

»Jede Menge sogar.«

»Welche denn?«

»Man muss schließlich leben.«

»Ah, versteh'e. Finanzielle.«

»Genau.«

»Das Geld stecken Sie bestimmt nicht in diese Institution - oder?«

»Nein, Mrs. Goldwyn, Sie werden es kaum glauben, aber ich habe noch ein Privatleben. So wie Sie. Es ist nur schade, dass Sie sich für den falschen Weg entschieden haben. Sie können einfach Ihre Neugierde nicht zurückstellen, und genau das ist

Ihr Fehler. Tut mir leid, dass ich Ihnen das so klar und deutlich sagen muss.«

Sarah winkte ab. »Das braucht Ihnen nicht Leid zu tun, Mrs. Woodward. Schließlich kenne ich mich selbst gut genug.«

»Um so besser.«

»Aber wie geht es weiter? Sie hören, dass meine Neugierde noch immer vorhanden ist.«

»Das kann ich Ihnen sagen. Sie werden Menschen kennen lernen, von denen wir bisher nur gesprochen haben. Also weg von der Theorie und hinein in die Praxis.«

»Die Omega-Leute.«

»Genau.«

»Dann werde ich wohl den gleichen Weg gehen wie andere auch.« Sarah nickte. »Ich hatte es mir fast gedacht.«

»Es ist Ihre eigene Schuld. Sie hätten nur Ihre Neugierde im Zaum halten sollen. Was tut diese Organisation Omega denn Schlimmes? Nichts, im Gegenteil. Sie hilft den Menschen, und zwar so wie es auf den Karten steht. Sie nimmt sich derer an, die unheilbar krank sind. Sie sorgt für einen schnellen Tod, der natürlich nicht umsonst ist, aber sie erspart den Menschen das so endlos erscheinende Leiden. Dafür musste Omega sogar noch einen Orden bekommen. Und Selbstmorde sind schon oft genug geschehen und passieren immer mehr. Da brauchen Sie nur die Statistiken zu lesen. Das Gleiche gilt auch für Morde. Was glauben Sie denn, wie viele Menschen ermordet worden sind, die auf den Friedhöfen liegen und bei denen die Ärzte eine normale Todesursache festgestellt haben? Da ist die Omega-Methode noch sehr human.«

»Ja, so sehen Sie das. Sie gestatten mir aber auch, dass ich dem nicht folgen kann. Ich habe eben eine andere Ethik.«

»Das bleibt Ihnen voll und ganz überlassen, aber jetzt sind wir an der Reihe.«

Sarah blieb noch immer sehr ruhig. Sie hoffte, Hilde Woodward damit beeindrucken zu können. »Wissen Sie eigentlich,

auf was Sie sich da eingelassen haben, Mrs. Woodward?«

»Das weiß ich sehr genau.«

»Das glaube ich nicht.«

»Wieso?«

»Denken Sie nach. Man hat Verdacht geschöpft und nicht nur ich habe das getan. Auch die Polizei ist misstrauisch geworden. Woher, glauben Sie denn, habe ich die Tipps bekommen? Vom Heiligen Geist? Sicherlich nicht. Man ist Omega bereits auf der Spur und das sage ich nicht nur so einfach dahin.«

»Und ich kann Ihnen nicht glauben, Mrs. Goldwyn. Sie bluffen perfekt. Sie sind ebenso perfekt wie Omega. Omega kann gar nicht unter Verdacht geraten. Dann hätte es schon längst der Fall sein müssen, denn Omega arbeitet nicht erst seit gestern.«

»Irgendwann begeht jeder einen Fehler, Mrs. Woodward.«

»Das sagt man so dahin, wenn man keinen anderen Ausweg weiß. Aber manche sind eben besser.«

Sarah deutete ein Kopfschütteln an. »So wahr ich hier stehe, sage ich Ihnen, dass es Ihnen nicht gelingen wird. Tut mir Leid, aber Sie ziehen den Kürzeren.«

»Reden Sie weiter, wenn Sie sich damit aufbauen wollen, aber zunächst bin ich an der Reihe und ich sage Ihnen, dass ich schießen werde, sollten Sie trotz Ihres Alters versuchen, irgendwelche Dummheiten zu machen. Das ist mir mein Leben und meine weitere Existenz wert. Sie werden aus dieser Klemme nicht mehr herauskommen, Mrs. Goldwyn, und da kann ich mit Ihnen kein Mitleid haben.«

»Damit habe ich gerechnet. Ich weiß ja, das Frauen oft schlimmer sind als Männer.«

»Gut gedacht.«

»Und was haben Sie jetzt vor?«

»Oh - nicht viel, Mrs. Goldwyn. Man kennt es aus dem Kino. Setzen Sie sich wieder auf ihren Stuhl, dann sehen wir weiter.«

Sarah musste gehorchen. Es kochte in ihr. Sie verfluchte sich

selbst, wieder in eine derartige Lage hineingeraten zu sein. Ihr kam der Begriff Altersstarrsinn in den Sinn. Ja, das war es. Sie hätte auf John Sinclair hören sollen. Ausgerchnet jetzt war Jane Collins wieder unterwegs. Auch sie hatte bei ihrer Abfahrt der Horror-Oma geraten, keinen Unsinn zu machen.

Dabei hatte sie nicht mal das Gefühl gehabt, sich unbedingt in Gefahr zu begeben. Sie hatte eben nur mit der Heimleiterin sprechen wollen.

Mit dem Rücken zum Stuhl blieb sie noch für einen Moment stehen, bevor sie sich setzte. Ihr Gesicht blieb dabei starr. Sie wollte an nichts denken, auch nicht an ihre Zukunft, die so verdammt übel aussah.

Dass die Frau nicht bluffte, das nahm Sarah ihr ab. Deshalb tat sie nichts, um sie zu reizen. Sie setzte sich hin und sah, dass Hilde Woodward dicht vor ihr stehen blieb. Sie streckte die rechte Hand mit der Waffe vor und drückte die Mündung leicht gegen Sarahs Stirn.

»Es wäre so einfach, dir eine Kugel durch den Kopf zu schießen, alte Frau. Aber darauf verzichte ich, denn das würde die Bullen tatsächlich auf unsere Spur bringen.«

»Man wird Sie auch so finden.«

»Nein, nein, auf keinen Fall. Dazu ist alles zu gut durchdacht. Und niemand kann uns etwas nachweisen. Die Mitglieder der Organisation sind wie Schatten, verstehen Sie? Sie kommen blitzschnell an und sind ebenso schnell wieder verschwunden.«

»Und was haben Sie mit diesen Typen zu tun?«, wollte Sarah wissen.

»Ich bin nur die Vermittlerin, das ist alles. Ich gebe ihnen die Tipps. Ich kenne zu viele alte Menschen, die unter ihrer Krankheit leiden und lieber sterben wollen. Wenn sie hören, dass ihnen die Ärzte noch eine so oder so lange Zeit geben, dann sind sie fertig. Am Ende. Sie wissen, dass die Zeit bis zu ihrem Tod schrecklich wird und dem beugen wir eben vor. So kann man uns schon als Menschenfreunde bezeichnen, Mrs.

Goldwyn. Ja, das ist so.«

Sarah schwieg. Was sollte sie auch sagen? Der Druck der Waffenmündung verschwand von ihrer Stirn. Auch Hilde Woodward entglitt ihrem Blickfeld.

Sicherer fühlte sich Sarah Goldwyn trotzdem nicht. Auch wenn sie es nicht direkt sah, so wusste sie doch, dass sie sich stets im Streubereich der Waffe befand.

Mit ihrem Stock konnte sie auch nicht viel ausrichten. Den hatte sie aus der Hand gegeben und gegen den Schreibtisch gelehnt.

Die Woodward hantierte hinter Sarahs Rücken. Wieder wurde der Schrank geöffnet. Was Hilde daraus hervorholte, sah Sarah nicht, aber sie spürte es sehr bald, denn die Frau wickelte mit schnellen Bewegungen einen Strick um ihren Körper und schnürte auch noch die Rückenlehne mit ein. »Man muss ja auf Nummer sicher gehen, alte Frau.«

»Haben Sie vor mir Angst?«

»Lassen Sie den Spott. Ich habe es gelernt, mich abzusichern. Damit bin ich bisher gut gefahren. Eigentlich ist es schade um Sie, Mrs. Goldwyn.« Die Woodward trat jetzt vor den Stuhl und nickte Sarah zu. »Sie sind wirklich eine tolle, alte Lady. Fast wie die Queen Mum, aber Sie hätten sich nicht um Dinge kümmern sollen, die Sie nichts angehen. Und deshalb gibt es keine andere Möglichkeit.« Sie ging wieder weiter, blieb aber hinter dem Stuhl stehen, wo sie das Ende der Fesselleine noch richtig verknotete. »So, das war der erste Teil.«

»Und wie sieht der zweite aus?«

Lachend umging die Woodward abermals den Stuhl. »Das werden Sie gleich erleben, Mrs. Goldwyn.«

Von Sarah unbeobachtet hatte sie eine Kleberolle hervorgeholt, die sie jetzt vom Schreibtisch nahm und einen breiten Streifen abriß. »Das muss leider sein, Mrs. Goldwyn. Ich möchte nicht, dass Sie in Ihrer Panik alles zusammenschreien und die anderen Leute hier nervös machen. Da sollten wir uns

doch an die Regeln halten.«

»Verstehe.«

»Sind Sie erkältet?«, erkundigte sich die Woodward besorgt.

»Im Moment nicht.«

»Danke, dass Sie ehrlich sind. Das andere hätte mich aber auch nicht gestört.«

Sarah gab keine Antwort. Sie presste die Lippen hart zusammen und versuchte schon jetzt, nur durch die Nase zu atmen. Sie konnte nicht vermeiden, dass ihr das Blut in den Kopf stieg und sie zu zittern begann. Auch eine alte Frau hängt am Leben und will es nicht so einfach wegwerfen. Dann erschien das Klebeband vor ihren Augen, rutschte tiefer und mit einem Ruck wurde es über ihre Lippen gedrückt.

Im ersten Moment schoss ein Gefühl der Panik in Sarah hoch. Ihr Herz schlug schneller und sie befahl sich selbst, sich zusammenzureißen, wobei sie merkte, dass hinter ihrer Stirn etwas pochte und hämmerte.

Nur keine Panik mit verschlossenem Mund. Das konnte fatal in einer Hyperventilation enden.

Es klappte. Sie hatte sich selbst so gut in der Gewalt, dass sie es auch schaffte, durch die Nase einzulaufen und auch, die Luft wieder ausströmen zu lassen.

Sie musste nur die Ruhe bewahren, das war alles.

Hilde Woodward trat einen Schritt zurück, damit sie ihr Werk betrachten konnte. Sie war damit zufrieden, das deutete ihr Nicken an. Sogar ein Lächeln hatte sich auf ihren Mund gelegt.

»Dann wollen wir mal zum zweiten Teil des Plans überwechseln«, sagte sie und holte aus der rechten Tasche der Wildlederweste ein Handy hervor.

Bevor sie eine Verbindung herstellen konnte, klopfte es zwei Mal gegen die Tür.

Die Woodward schrak zusammen.

»Ja, wer ist da?«

»Ich bin es, Paula ...«

»Moment.« Sie steckte das Handy wieder weg und ging auf die Tür zu, die sie auch öffnete. Nur spaltbreit, denn Paula sollte nicht in das Büro hineinschauen können.

»Was gibt es denn?«

»Mrs. Woodward, Sie haben uns doch versprochen, nachzuschauen, wenn wir fertig sind. Ich denke, es ist so weit. Die Weihnachtsdekoration für den Tisch ist perfekt. Jetzt warten wir auf Ihr Urteil. Vielleicht haben Sie ja eine Idee.«

»Ich ...?«, dehnte sie.

»Das haben Sie uns versprochen.«

»Weiß ich, Paula. Ich werde auch kommen, aber nicht jetzt. Ich habe noch zu tun, sagen Sie das den anderen. Ihr bleibt doch noch hier - oder nicht?«

»Doch, bis zum Dunkelwerden. Das war ja so abgemacht.« .

»Wunderbar, dann komme ich vorher nachschauen.«

»Gut, danke.«

Paula verschwand wieder und die Woodward schloss mit einer kräftigen Bewegung die Tür. Sie lächelte Sarah an.
»Haben Sie sich was ausgerechnet, Mrs. Goldwyn?«

Die Horror-Oma schüttelte nur den Kopf.

»Komisch«, sagte Hilde, »es ist wirklich komisch, dass ich Ihnen nicht glauben kann. Irgendwas stört mich an Ihnen.« Sie winkte ab. »Ist auch nicht mehr so wichtig.« Sie holte erneut das Handy hervor. »Es dauert nicht mehr lange, dann sind Sie von hier verschwunden und irgendwann in der Nacht wird man ihre Leiche finden und die Bullen werden von einem Selbstmord sprechen.«

Die Woodward fing an zu lachen. Für Sarah hörte es sich so hässlich an wie das Gelächter des Teufels, der die Hölle verlassen hatte, um die Gestalt der Heimleiterin anzunehmen.

Die Verbindung war schnell hergestellt. Hilde drückte das Handy gegen das rechte Ohr, und als sich der Teilnehmer meldete, erschien auf ihrem Gesicht ein Lächeln.

»Ihr könnt jemanden abholen«, sagte sie, wartete die Antwort

ab, nickte, war zufrieden, schaltete das Handy wieder aus und drehte sich der Horror-Oma zu.

»Bald werden Sie abgeholt, Mrs. Goldwyn. Und man wird Ihnen einen besonderen Tod gönnen. Darauf können Sie sich verlassen ...«

Internet und Computer - der große Freund und Helfer des Menschen. Ich stand dieser Entwicklung aus bestimmten Gründen skeptisch gegenüber, was auch mit Überwachung und dem gläsernen Menschen zu tun hatte, aber um an bestimmte Informationen heranzukommen, war beides wichtig.

Uns interessierte der Begriff Omega!

Und da waren wir fündig geworden. Es gab diverse Sterbehilfsorganisationen, die unter diesem Logo fungierten. Dann hatte eine Reisegesellschaft für den absoluten Kick sich dieses Label ausgesucht. Lederwaren und andere Klamotten fungierten unter diesem Begriff und noch einiges mehr, was in den Bereich der Esoterik hineinglitt.

Eine wahre Fundgrube, in der wir möglicherweise auch die Gruppe fanden, die für uns wichtig war, doch als wir uns die verschiedenen Homepages näher anschauten, gab es keinen konkreten Hinweis.

Uns blieb nur das Sammeln der Informationen und als Folge das Einzelne überprüfen.

Als dies feststand, machte keiner von uns ein glückliches Gesicht. Glenda Perkins fasste zusammen, was Suko, Bill und ich dachten.

»Dann viel Spaß, Freunde.«

Spaß konnte ich mir anders vorstellen. Ziemlich frustriert ging ich zurück in unser gemeinsames Büro und ließ mich wieder auf den Stuhl vor dem Schreibtisch sinken. Suko blieb noch bei Glenda im Vorzimmer, während mir Bill folgte und

sich neben der Tür mit verschränkten Armen an der Wand aufbaute.

»Da steht das Trio beisammen und was kommt heraus?
Nichts als Frust. Das ist schon krass.«

Ich gab ihm durch mein Nicken Recht und setzte eine Frage nach. »Zudem frage ich mich, was wir hier eigentlich sollen. Ob wir überhaupt richtig sind? Ob uns das alles überhaupt etwas angeht und wir den Fall nicht den normalen Kollegen überlassen sollten?«

»Wenn du dich selbst als unnormal siehst, bitte.«

»Keine Haarspaltereи, Bill. Ich denke wirklich darüber nach, ob wir auf dem falschen Dampfer sitzen.«

»Kann sein.«

»Aber überzeugt bist du nicht?«

»Genau. Sheila und ich haben gesehen, wie jemand verschwunden ist. Die Gestalt hat neben der alten Frau gekniet. Normal wäre gewesen, wenn sie den Arm gehoben und uns zugewinkt hätte. Genau das hat sie nicht getan. Sie verschwand fluchtartig. Mir kam sie vor wie jemand, der hingelaufen war, um etwas zu kontrollieren. Die Gestalt wollte nachschauen, ob die alte Frau noch lebte. Dann kamen wir, und sie verschwand. Ich gehe nach wie vor von einem Mord aus. An der U-Bahn bin ich zwar nicht dabei gewesen, aber ich kann mir gut vorstellen, dass es dort ähnlich verlaufen ist. Aber das musst du wissen.«

Ich nickte vor mich hin. »Auch wenn das alles stimmt«, sagte ich nach einer Weile, »haben wir noch immer nicht den Beweis, dass es sich um Morde handelt, die uns etwas angehen. Verstehe das richtig. Ein Verbrechen geht jeden Menschen etwas an, wenn er gewissermaßen Zeuge wird, aber nicht die Aufklärung.«

Bill hatte begriffen und sagte: »Du denkst also, dass du dich in etwas verrannt hast.«

»So ungefähr.«

»Kann schon sein. Aber willst du es deshalb laufen lassen? Ich für meinen Teil nicht. Ich werde mich reinhängen und werde versuchen, den Fall von einer anderen Seite aufzugreifen.«

»Von welcher?«

Bill deutete mit dem rechten Zeigefinger gegen sein Gesicht. »Oft haben Journalisten und Reporter eine bestimmte Nase für gewisse Dinge. Du weißt, was ich meine.«

»Enthüllungsjournalismus.«

»So ähnlich jedenfalls. Da ich hier nicht unbedingt gebraucht werde, fahre ich wieder nach Hause. Da habe ich mehr Ruhe und werde meine Beziehungen spielen lassen. Gewisse Anrufe können nicht schaden, meine ich.«

»Gute Idee. Gibst du uns dann Bescheid, wenn du Land gesehen hast?«

»Keine Frage.«

Bill Conolly blieb nicht mehr länger im Büro und zog sich zurück. Im Vorzimmer sprach er kurz mit Glenda und Suko, die ihm beide viel Glück wünschten.

Ich blieb sitzen und schaute ins Leere, wobei ich grübelte. Die ganze Sache gefiel mir nicht. Wir hatten etwas am Haken hängen, aber wir kamen damit nicht weiter. Das Ding zappelte und es war dabei, zu fallen und zu verschwinden. Wir mussten uns beeilen, wenn wir es noch zu fassen bekommen wollten.

Suko bewegte sich durch mein Blickfeld und sprach mich an.

»Was hältst du von Bills Vorschlag?«

»Nicht schlecht. Wir müssen jede Möglichkeit wahrnehmen.«

»Gut gesprochen, John.«

»Wieso? Warum sagst du das?«

»Weil Bill von deiner Unsicherheit erzählt hat. Du scheinst nicht mehr dahinter zu stehen. Oder irre ich mich da?«

»Nein, du irrst dich nicht. Ich habe mir tatsächlich die Frage gestellt, ob uns die beiden Toten überhaupt beruflich etwas angehen und wir die Aufklärung nicht Glenn Jackson überlas-

sen sollten.«

»Was sagt dein Bauchgefühl?«

Es war klar, dass mich Suko darauf ansprechen würde. Ich legte den Kopf zurück und lachte. »Nichts im Leben ist perfekt, mein Lieber. Auch das Bauchgefühl kann sich irren, aber das muss ich dir ja nicht extra sagen.«

»Es ist nur ungewöhnlich, dass du so schnell die Flinte ins Korn wirfst.«

»Werfe ich nicht. Ich habe nur laut nachgedacht. Es kann alles ganz anders kommen. Ich habe nur einen Horror davor, all die Informationen zu überprüfen, die uns das Internet übermittelt hat. Dabei steht nicht mal fest, ob die richtigen dabei sind.«

»Dann müssen wir suchen.«

»Ja, vielleicht und ...«

»Moment mal, John. Bevor du ganz und gar in Lethargie verfällst, möchte ich dich an etwas erinnern. Wir haben noch ein weiteres Eisen im Feuer.«

»Ehrlich? Welches denn?«

»Sarah Goldwyn.«

Ich saß da, hob meine linke Hand und kratzte mit den Nägeln über die Wange. Mein Blick verlor sich etwas und ich merkte, wie ich meine Stirn in Falten legte.

»Ja, verdammt, du hast Recht. An Sarah habe ich gar nicht gedacht. Das ist ein Hammer.«

»Eben.«

»Sie hat sich nicht gemeldet. Noch nicht«, murmelte ich.

Suko warf einen demonstrativen Blick auf seine Uhr. »Dafür wird sie auch ihren Grund gehabt haben, John.«

»Kann das so lange dauern?«

Mein Freund zuckte mit den Schultern. »Wer weiß schon, wo und wie sie recherchiert? Du weißt doch, dass sie nicht zu stoppen ist, wenn sie sich irgendwo reinhängt.«

»Ja, das ist wahr.«

»Dann ruf sie an.«

Ich grinste über den Schreibtisch hinweg. »Rate mal, was ich soeben tun wollte?«

»Es war ja auch nur eine kleine Erinnerung.«

Den Hörer hatte ich schnell aufgenommen. Die Nummer kannte ich auswendig und wenig später hörte ich das Freizeichen. Aber es hob niemand ab.

Nach dem achten Durchläuten ließ ich den Hörer wieder auf den Apparat sinken. Meine Laune hatte sich nicht eben gesteigert. Ich war schon unruhig geworden, und auch Suko sah aus wie jemand, der sich schwere Gedanken macht.

»Dann denkst du das Gleiche wie ich«, sagte ich.

»Kann sein. Aber du könntest es mal auf dem Handy versuchen.«

»Hatte ich gerade vor.«

Lady Sarah war trotz ihres Alters eine Frau, die sich der neuesten Technik bediente. Sie konnte so innovativ sein, wie sie wollte, wenn ein Handy ausgeschaltet ist, dann ist es ausgeschaltet. Dann meldet es sich nicht, und so war es auch hier. Ich bekam keine Verbindung und mein Gesicht sah entsprechend enttäuscht aus. Der Ausdruck hielt nicht lang stand. Er machte dem der Besorgnis Platz.

Suko sah nicht anders aus. Er sprach das aus, was ich dachte. »Ich denke, wir sollten selbst zu ihr hinfahren und überprüfen, was da los ist. Hast du nicht einen Schlüssel zum Haus?«

»Für Notfälle.«

»Nimm einfach an, dass ein solcher eingetreten ist.«

Mit einer schnellen Bewegung stand ich auf. Ob man unbedingt von einem Notfall sprechen konnte, wollte ich nicht unterschreiben. Aber ein verdammt ungutes Gefühl hatte ich trotzdem.

Es war möglicherweise ein Fehler gewesen, Lady Sarah einzuhüpfen. Ich kannte sie ja. Und ich war es auch gewesen, die ihr stets geraten hatte, sich nicht in bestimmte Dinge einzumischen, aber sie tat es immer wieder, obwohl sie

manchmal nur haarscharf mit dem Leben davongekommen war. Sie hörte eben nicht. Jane Collins, die auf sie hätte aufpassen können, war leider nicht da.

Außerdem hatte die Horror-Oma oft Glück. Mit sicherem Instinkt erfasste sie die Situationen, in die sie dann hineingeriet. Meistens waren sie lebensgefährlich.

Glenda schaute uns überrascht an, als wir plötzlich in ihrem Vorzimmer auftauchten. Sie merkte sofort, dass etwas passiert sein musste und wir uns zu einer gewissen Sache durchgerungen hatten.

»Erfolg gehabt?«

»Kann sein«, sagte Suko. »Wir hatten nur eines vergessen. Lady Sarah hat auch noch mitgemischt.«

»Klar. Jetzt, wo du es sagst, fällt es mir wieder ein. Sie ist mit dabei gewesen.«

»Und jetzt meldet sie sich nicht mehr.«

Glenda Perkins entgleisten zwar nicht die Gesichtszüge, aber sie sah schon sehr besorgt aus und wir waren es auch nicht weniger ...

Lady Sarah war froh, dass man ihr den Knebel abgenommen hatte. Sie saß im Fond eines dunklen Vans, dessen hintere Scheiben ebenfalls verdunkelt waren. Noch immer schnappte sie nach Luft, weil sie noch keine Regelmäßigkeit in ihre Atmung hinein bekommen hatte.

Gefesselt hatte man sie nicht. Aber die Fluchtchancen standen trotzdem auf dem Faktor Null, denn neben ihr saß Hilde Woodward und bedrohte sie mit ihrer Pistole. Der Finger lag zwar nicht direkt am Abzug, aber es war für sie eine Kleinigkeit, ihn dorthin zu bringen und Sarah eine Kugel in den Körper zu jagen.

Man hatte ihr erlaubt, den Stock mitzunehmen. Er stand

zwischen ihren Beinen, und auf seinen Knauf hatte Sarah die Hände gelegt, während sie starr nach vorn schaute und die Köpfe der beiden Männer sah. Einer von ihnen fuhr, der andere hatte auf dem Beifahrersitz seinen Platz gefunden. Die Sitze hinter den beiden Frauen waren leer.

Abgenommen hatte man ihr nichts. Sogar das Handy befand sich noch in ihrer Manteltasche, aber es war ausgeschaltet. Niemand konnte sie erreichen. Es sah ziemlich trübe für sie aus.

Sarah Goldwyn sagte nichts. Die Lippen hielt sie fest geschlossen, doch hinter ihrer Stirn bewegten sich die Gedanken, die sich schließlich zu Vorwürfen vereinten.

Sie ärgerte sich wieder mal über sich selbst, weil sie einen Schritt zu weit gegangen war. Sie war sauer, es brodelte in ihr. Sie hätte auf John Sinclair hören sollen. Besonders dann, wenn Jane Collins sich nicht in ihrer Nähe befand.

Sie hatte es nicht getan und nun bekam sie eine Quittung, die tödlich enden konnte.

Sie wusste nicht genau, was man mit ihr vorhatte, aber ein Hinweis war das Wegnehmen des Schlüssels schon gewesen. Da konnte es sein, dass man sie nach Hause fuhr, wo sie dann umgebracht werden sollte. Ein perfekter Selbstmord im eigenen Haus, so inszeniert, dass niemand Verdacht schöpfen konnte. Das war es doch und das traute sie den Mitgliedern der Bande auch zu.

Bei diesem Gedanken dachte sie wieder an die beiden Männer, die vor ihr saßen. Sie waren gekommen und hatten kein Wort gesagt. Sie hatten sich bewegt wie zwei Roboter und so war in ihr der Verdacht hochgestiegen, ob sie es überhaupt mit Menschen zu tun hatte, oder ob die beiden etwas anderes waren.

Sie hatte keine Ahnung und sie wagte auch nicht, Hilde Woodward eine entsprechende Frage zu stellen. Sarah wollte sich so dumm wie möglich stellen.

Dafür übernahm die Woodward das Wort. »Dabei hätten Sie noch einige schöne Jahre haben können, Mrs. Goldwyn.«

»Das Leben schlägt eben die unerwartetsten Kapriolen.«

»Denen kann man entgehen.«

»Das sagen Sie.«

»Doch.« Hilde lachte. »Man muss sich eben nur an die Regeln halten. Alles andere läuft dann wie von selbst. Aber Sie waren ja schon immer jemand, der das nicht getan hat. Und jetzt werden sie dafür bezahlen müssen, Mrs. Goldwyn.«

»Was haben Sie denn davon?«

»Ruhe, um unseren Aufgaben auch weiterhin nachgehen zu können. Alles andere können Sie vergessen.«

»Noch mehr Tote?«

»Ja.«

»Kein schlechtes Gewissen?«

»Nein, Mrs. Goldwyn. Warum sollte ich ein schlechtes Gewissen haben? Meine Freunde und ich erweisen den Menschen, die wir auf die letzte Reise schicken, nur einen Gefallen. Sie sind uns sogar dankbar, wenn wir sie unterstützen. Denken Sie daran, Mrs. Goldwyn, diese Leute sind krank, sehr krank sogar. Es besteht nicht die geringste Chance auf Heilung. Wenn sie weiterhin leben, dann nur unter gewaltigen Schmerzen und Qualen und die wollen wir ihnen ersparen. Sie können davon ausgehen, dass wir sogar Wohltäter sind.«

Sarah konnte sich ein hartes Grinsen nicht verkneifen. »Wohltäter«, murmelte sie, »das sieht wohl jeder anders. Ich habe mir einen Wohltäter nicht so vorgestellt. Ein Wohltäter hinterlässt keine Toten, aber das werden Sie wohl nicht begreifen.«

»Verlassen Sie sich darauf, dass unsere Ansichten schon die richtigen sind.«

Lady Sarah wollte dieses Thema nicht weiter vertiefen. Sie fragte nur: »Und wer sind die Männer, die vor mir sitzen?«

»Sie vertreten die Organisation Omega.«

»Es sind Mörder.«

»Nein, Mrs. Goldwyn. Sie sind etwas Besonderes. Hinter ihnen steckt mehr, viel mehr, aber das sollte Ihnen eigentlich egal sein. Sie werden davon nichts mehr haben.«

Trotz ihrer Lage war Sarah noch immer neugierig. »Was kann denn noch mehr dahinter stecken?«, fragte sie.

Die Woodward hob die Schultern. »Lassen wir das, Sie würden es nicht begreifen. Es ist einfach müßig, sich darüber den Kopf zu zerbrechen. Ich kann Ihnen nur so viel sagen. Diese beiden und auch andere sind den Menschen über.«

»Überlegen?«

»Kann man so sagen.«

»Und warum?«

»Das würde Ihr Vorstellungsvermögen übersteigen, Mrs. Goldwyn.«

Sarah ahnte, dass sie dabei war, in einer Wunde zu stochern. Sie hatte hier etwas erreicht, das der Woodward unangenehm war. Und sie überkam das Gefühl, dass nicht alles mit rechten Dingen zugegangen war oder zuging. Die Männer hatten zu ihr kein Wort gesprochen und genau diese verfluchte Stummheit, die auch einen bestimmten Grund haben konnte, störte sie.

Der Horror-Oma war bekannt, dass es auf dieser Welt nicht nur Menschen gab, sondern auch Geschöpfe, die nicht in dieses Raster hinein passten. Oft genug war sie mit dem Unerklärlichen und dem nackten Grauen konfrontiert worden.

Vampire, Werwölfe, lebende Tote, Mysterien aus der Vergangenheit - sie hatte bereits alles erlebt und auch durchlitten, und jetzt spürte sie, wie sich eine eisige Klammer um ihr Herz legte. Sie hatte plötzlich den Eindruck, auch hier am Rande zu stehen und in eine Welt hineinzublicken, die nicht mehr zu der normalen gehörte.

Hilde Woodward merkte genau, dass mit Sarah etwas nicht stimmte und fragte deshalb: »Woran denken Sie?«

»An nichts weiter.«

Sie lachte. »Nicht an den Tod?«

»Nein, Mrs. Woodward. Wer so alt ist wie ich, der sollte zwar an den Tod denken, meint man, aber das sehe ich anders. Ich denke einfach nicht an ihn.«

»Sie werden sich mit ihm beschäftigen müssen.«

»Das weiß ich. Und ich will nicht sagen, dass es mir nichts ausmacht, aber ich verdränge es. Es wird erst dann akut, wenn es so weit ist, und das reicht mir.«

Die Woodward schien beeindruckt zu sein. Jedenfalls gab sie keine Antwort mehr und ging wieder ihren eigenen Gedanken nach, die alles andere als positiv für Sarah Goldwyn waren.

Sarah schaute aus dem Fenster. Bisher hatte sie sich durch die Unterhaltung ablenken lassen, doch jetzt wollte sie sehen, wohin ihre letzte Reise ging.

Sie zwinkerte, aber nicht, weil etwas ins Auge geflogen war, sondern aus einem anderen Grund. Sie hatte gesehen, wohin sie fuhren und die Gegend kam ihr verdammt bekannt vor. Es war ungefähr der Weg, den auch das Taxi genommen hatte, nur etwas länger, weil der Fahrer die direkte Strecke nicht kannte.

Wenn sie weiter dachte, dann kam eigentlich nur ein Ziel für sie in Frage.

Ihr Haus in Mayfair!

Plötzlich spürte sie einen Klumpen im Magen. Erst jetzt überkam sie der Schauder, der sie eigentlich schon die gesamte Zeit hätte erfasst haben müssen. Sie merkte, dass ihr das Blut in den Kopf stieg und auch das Zittern konnte sie nicht vermeiden. Damit es der Woodward nicht auffiel, ballte sie die Hände zu Fäusten und legte sie auf ihre Knie.

Ein Selbstmord zu Hause, in der eigenen Wohnung. Perfekter hätte es nicht laufen können. Mit dem Schlüssel die Haustür aufschließen, keine Sachbeschädigungen, alles blieb im grünen Bereich. Da würde kein Polizist misstrauisch werden.

Sarah merkte, wie ihr die Kehle immer enger wurde. Schweiß trat auf ihre Stirn.

Von der Seite her schaute die Woodward sie an. Plötzlich konnte sie auch lächeln, weil sie merkte, was mit der alten Dame passierte. »Jetzt habe ich erst das Gefühl, dass sie ein Mensch sind, Mrs. Goldwyn.«

»Wieso?«

»Sie haben Angst. Sie spüren die Angst und genau das merke ich. Ja, die Angst sitzt tief in ihnen. Sie hat sich bisher nur versteckt gehalten, nun aber ist sie nach oben gekrochen und hat sie erwischt wie eine Peitsche. Ich sage Ihnen, Mrs. Goldwyn, dass die Angst Sie nicht loslassen wird. Sie wird Sie gnadenlos vernichten. Sie wird Sie von innen auffressen. Sie wird ...«

»Hören Sie auf!«

»Ist das nicht so?«

Sarah spürte den Drang, den Schweiß wegwischen zu müssen und das tat sie auch mit einer fahrgen Bewegung. Der Handrücken blieb feucht zurück, während sie den Kopf von ihrer Nachbarin wendete und durch ein Fenster schaute.

Jetzt hatte sie Gewissheit. Der Fahrer bog in die Straße ein, in der Sarah wohnte.

Es war ein Viertel in London, in dem Menschen lebten die ihre Häuser zumeist geerbt hatten. Alte Bauten, teilweise villenähnlich und mit Vorgärten. Aber auch Häuser, die dicht zusammenstanden und dabei recht schmal wirkten, so wie das Haus, in dem Lady Sarah zusammen mit Jane Collins lebte.

Es war von zwei anderen eingeraumt und trotzdem gab es einen schmalen Vorgarten, den man durchqueren musste, um zur Haustür zu gelangen.

Auf den Gehsteigen wuchsen Laubbäume, die im Sommer prächtig aussahen, im Winter allerdings eher traurig wirkten, weil sie ihr Laub verloren hatten, das sich wie ein brauner, feucht schimmernder Belag auf dem Boden ausbreitete hatte.

Hilde Woodward wusste, wo Lady Sarah wohnte und dieses Wissen hatte sie auch dem Fahrer mitgeteilt, der den Van an

den Straßenrand lenkte und ihn vor dem Haus anhalten konnte, weil es dort eine freie Parklücke gab.

Es war recht still geworden. Sarah hörte, wie die Blätter unter den Reifen wegrutschten, und dann verstummt die schabenden Geräusche, als sie endlich stoppten.

Sarah hörte die Woodward leise lachen und auch die überflüssige Bemerkung: »Wir sind da.« »Das weiß ich.«

»Ich wollte es Ihnen nur sagen, um Sie auf bestimmte Verhaltensregeln aufmerksam zu machen. Es wird so ablaufen wie vorhin. Sie werden ganz normal gehen und ich bin dabei hinter Ihnen. Aber vergessen Sie nie, dass ich eine Waffe in der Hand halte. Ich werde schießen, falls sie sich nicht so verhalten wie ich es will.«

Sarah wich dem Blick der Anderen nicht aus. »Ja«, sagte sie schmallippig, »ich habe Sie schon verstanden. Aber macht es für mich einen Unterschied, ob ich durch eine Kugel sterbe oder auf eine andere Art und Weise? Das bezweifle ich. Aber Sie wären mit Ihrem Plan am Ende, Mrs. Woodward. Sie könnten den perfekten Selbstmord nicht mehr inszenieren. Ein Mord auf offener Straße fiele auf.«

Hilde schüttelte den Kopf. »Wollen Sie wirklich so hoch pokern, Mrs. Goldwyn?«

»Wer weiß? Was tut der Mensch nicht alles, wenn es um sein Leben geht.«

»Richtig. Aber Sie sind jetzt schon so gut wie tot, ob Sie sich nun wehren oder nicht. Aber ich werde eine entsprechende Maßnahme einleiten und Sie wieder knebeln müssen.«

»Sie haben Angst davor, dass ich schreie?«

»Das ist Ihre einzige Chance.«

Sarah schüttelte den Kopf. »Keine Sorge, ich werde es nicht tun. Ich habe Sie nur auf etwas hinweisen wollen.«

»Oho. Warum der plötzliche Sinneswandel?«

»Weil ich Verantwortungsgefühl habe und keine anderen Menschen, die mir eventuell zu Hilfe eilen wollen, in Gefahr

bringen möchte. Das allein ist der Grund.«

Die Woodward schaute Sarah sekundenlang an. Dann sagte sie: »Sie werden lachen, ich glaube Ihnen sogar. Ja, ich schätze sie tatsächlich so ein. Sie sind so.«

»Soll das ein Kompliment sein?«

»Wenn Sie so wollen, ist das okay. Aber jetzt wollen wir uns nicht länger mit Nebensächlichkeiten aufhalten. Steigen Sie aus.«

Lady Sarah blieb nichts anderes übrig, als den Worten Taten folgen zu lassen. Die Aufforderung hatte aber nicht nur ihr gegolten, sondern auch den beiden Männern vorne im Wagen. An zwei Seiten öffneten sich die Türen, dann verließen sie als Erste den Van und bauten sich so auf, dass sie die Umgebung im Blick behielten.

Aus einem Van auszusteigen ist bequemer als aus einem normalen Fahrzeug. Das merkte auch Sarah Goldwyn, als sie den Wagen verließ und sich zunächst streckte, um etwas Bewegung in ihre müden Knochen zu bringen.

Sofort schaute sie sich um. Sie wollte nicht um Hilfe schreien, denn kein anderer Mensch sollte ihretwegen in Lebensgefahr geraten. Es war nur ein Test gewesen, aber sie blieb stehen und schaute sich um, weil sie sich einen Überblick verschaffen wollte.

Es sah aus wie immer. Ihretwegen hatte sich auf der Straße und den Bürgersteigen nichts verändert. Um diese Zeit herrschte so gut wie kein Betrieb und bei dem Wetter schon gar nicht. Es war trüb und regnerisch. Zwar fielen keine Tropfen mehr vom Himmel, aber sie rutschten von den letzten Blättern der Bäume ab, die noch an den Zweigen und Ästen hingen und ebenfalls eine bräunliche Färbung erhalten hatten.

November. Eine Welt der Trauer, des Sterbens. Daran dachte Sarah in diesen Augenblicken, obwohl sie nicht zu den Menschen zählte, die unter November-Depressionen litten. In ihrem Zustand allerdings kam sie einfach an diesem Gedanken

nicht vorbei.

Die beiden grauen Männer blieben in ihrer Nähe. Auch sie passten irgendwie zu dem Wetter und der Gegend. Sarah schaute sie sich noch einmal genauer an.

Ein kalter Schauer rann über ihren Körper hinweg, als sie in die Gesichter blickte. Die beiden hätten Zwillinge sein können. Sie besaßen unbewegliche Gesichter, die ein flaches Aussehen zur Schau trugen. Jeder Mensch besitzt ein Profil. Bei ihnen war es ebenfalls so, aber das Profil war kaum vorhanden. Man konnte ihre Gesichter mit denen mancher Schaufensterpuppen vergleichen, bei denen die Gesichtsmerkmale ebenfalls nicht so ausgeprägt waren.

Ein erneuter Kältestoß erwischte Sarah. Von diesen Personen hatte sie kein Pardon zu erwarten. Sie stellte sich wieder die Frage, ob sie es bei ihnen mit Menschen zu tun hatte oder mit Wesen, die woanders herstammten.

Ihr gelang es auch, einen Blick in die Augen zu werfen. Es waren Augen, aber sie besaßen keine Pigmente, denn sie waren völlig farblos. Man konnte sie nicht mal als grau ansehen, und genau das störte die Horror-Oma.

Noch einmal sah sie sich die Umgebung an, weil sie wissen wollte, ob man sie und die drei anderen Personen beobachtete. Das war nicht der Fall. Niemand zeigte Interesse an ihr, auch nicht der Fahrer in einem hellroten Spider, der den geparkten Van passierte. Der junge Mann wohnte drei Häuser weiter. Sarah kannte ihn vom Sehen, mehr nicht. Ein Wort hatte sie bisher nicht mit ihm gewechselt.

Selbst der Name war ihr unbekannt. Also konnte ihm auch nichts aufgefallen sein.

Hilde Woodward ging dicht hinter ihr. Die Pistole hielt sie nach wie vor in der Hand. Um sie sehen zu können, hätte ein Zeuge schon hautnah herantreten müssen, aber das traf nicht zu. Sie waren allein und sie blieben allein.

Hilde hatte als Erste den kleinen Vorgarten hinter sich gelas-

sen und die Haustür erreicht. Sie blieb stehen, bückte sich und steckte dann den Schlüssel ins Schloss.

Es klappte alles ohne Probleme. Die zwei Männer blieben in der Nähe der Horror-Oma, die sich nicht weniger bedroht fühlte, obwohl keine Waffe mehr auf sie zeigte.

Sekunden später war die Haustür offen.

Mit einem Fußstoß beförderte Hilde sie nach innen und deutete mit einer lässigen Bewegung an, dass sie der Horror-Oma den Vortritt lassen wollte.

Sie zögerte noch und schaute durch die offene Tür in ihr Haus hinein. Sarah liebte es. Sie hatte sich dort immer wohl gefühlt, nun aber hasste sie es, denn es kam ihr vor wie ein gewaltiges Grab, das sie verschlucken würde.

Als letzte Aufforderung spürte sie den leichten Druck im Rücken und schritt endlich über die Schwelle. Kaum hatte sie das Haus betreten, als die Angst wieder in ihr hochschoss. Bisher war alles noch weit weg gewesen, jetzt aber hatte die Realität sie erreicht. Der Tod stand bereits als unsichtbares Gespenst neben ihr und wartete darauf, zuschlagen zu können.

Hilde Woodward ging vor. Sie schlenderte und schaute sich dabei um wie eine Person, die in einem fremden Haus etwas verändern soll, sich aber zunächst noch einen Überblick verschaffen muss.

Am Treppenaufgang hielt sie an und nickte Sarah zu, die auch weiterging. »Zieh den Mantel aus!« Sarah wusste, dass es nichts brachte, wenn sie sich wehrte. Sie lehnte den Stock gegen die Wand und hängte den Mantel an die Garderobe. Es war alles so normal in ihrer Umgebung. Sie konnte sich kaum vorstellen, dass der Tod lauerte und trotzdem war es der Fall. Er befand sich als unsichtbarer Gast in der Nähe und er schien etwas mit der Treppe zu tun zu haben. Hilde Woodward stand noch immer davor. Sie schaute die Stufen hoch bis zur ersten Etage und hatte dabei die Stirn in leichte Falten gelegt.

»Das Quergeländer dort oben passt perfekt!«

Lady Sarah hatte den Kommentar gehört, aber sie wusste ihn nicht einzuordnen. Erst als sie aufgefordert wurde, näher zu treten, setzte sie sich in Bewegung.

Der Vergleich, Blei in den Knochen zu haben, kam ihr in den Sinn. Es fiel der Horror-Oma schwer, ihre Füße anzuheben und so musste sie sich schon zusammenreißen, um nicht einzuknicken. Aber sie wollte sich keine Blöße geben und dachte daran, dass noch nicht alles vorbei war, so lange sie lebte.

Schon oft war sie in gefährlichen Situationen gewesen, aus denen es fast unmöglich gewesen war, sich herauszuwinden, aber hier besaß sie nicht mal die Chance auf Hilfe, obwohl John Sinclair möglicherweise misstrauisch geworden war, weil sie sich nicht gemeldet hatte.

Neben der Woodward blieb sie stehen. Auch sie schaute jetzt die Stufen hoch. Es war ihr alles so vertraut, doch nun kam ihr der Weg vor wie die letzte Wegstecke eines Delinquenten.

»Sehen Sie da oben das Quergeländer?«

Bin ja nicht blind. Was stört Sie daran?«

»Nichts, Mrs. Goldwyn, gar nichts. Aber es ist wichtig, glauben Sie mir. Drehen Sie sich um!«

Sarah wusste, dass es keinen Sinn hatte, wenn sie sich störrisch zeigte. Also drehte sie sich und konnte den beiden Typen in die flachen Gesichter schauen. Sie standen nebeneinander wie Figuren, die sich nicht anders verhalten konnten. Trotzdem hatte sich etwas verändert. Einer von ihnen hatte aus der Tasche seiner grauen Jacke etwas hervorgeholt. Die Kehle wurde Sarah eng, als sie es sah. Der Gegenstand sah aus wie eine bräunlichbeige Schlange, die sich von unten nach oben gestellt hatte. Nur war es keine Schlange, sondern ein Strick, und der endete in einer Henkersschlinge ...

Sarah Goldwyn war alles andere als begriffsstutzig, doch in

dieser Lage brauchte sie schon ihre Zeit, um zu erfassen, was ihr bevorstand, obwohl die Schlinge vor ihrem Gesicht pendelte. Es war einfach zu abstrakt und unvorstellbar.

Wieder schoss das Blut in ihren Kopf. Sie erlebte den Schwindel, der sie leicht taumeln ließ, und sie hörte sich leise stöhnen, obwohl sie es nicht wollte.

Danach traf es sie schockartig.

Hängen! Man wollte sie hängen. Und es würde so aussehen, als hätte sie sich selbst das Leben genommen. Der perfekte Mord sollte als Selbstmord getarnt werden.

Sarah schaute noch immer auf den verdammten Strick. Sie sah ihn, aber sie wollte ihn nicht wahrhaben. Etwas sträubte sich, obwohl ihr Hilde Woodward alles erklärt hatte.

Auch jetzt übernahm sie wieder das Wort.

»Hängen ist kein schöner Tod«, flüsterte sie. »Andere haben es leichter gehabt. Aber wir mussten uns schnell etwas einfalten lassen und für derartige Fälle haben wir immer etwas in petto. Sie werden sterben. Sie müssen sterben. Sie haben ihre Nase bereits zu tief in unsere Angelegenheiten hineingesteckt. Es kann für Sie keinen anderen Ausweg geben. Wir können Sie nicht laufen lassen, Sarah.«

Die Horror-Oma nickte. Sie hatte sich inzwischen von ihren Gefühlen befreien können und flüsterte nun: »Glauben Sie denn, dass Sie damit durchkommen?«

»Bestimmt.«

Sarah riss sich zusammen. Nur nicht in Panik verfallen. Den anderen keinen Anlass zum Triumph geben. Immer ruhig bleiben, auch wenn es schwer fällt.

»Man wird mich finden«, erklärte sie mit rauer Stimme. »Man wird mich finden und man wird seine Schlüsse ziehen, darauf können Sie sich verlassen. Man wird nicht glauben, dass ich mich selbst aufgehängt habe, obwohl ich eine schon ältere Frau bin oder ein Alter erlebe, in dem so etwas möglich ist. Aber man kennt mich. Man weiß, dass ich keinen Grund habe,

mich selbst umzubringen. Ich bin weder körperlich krank noch depressiv und genau das wird die Polizei misstrauisch machen, darauf können Sie sich verlassen, Mrs. Woodward.«

»Das weiß ich, Sarah. Damit rechne ich auch.«

Die Woodward hatte sich vor Sarah Goldwyn gestellt, um sie anschauen zu können. Ihr Gesicht zeigte einen boshaften Ausdruck, und sie schüttelte jetzt leicht den Kopf. »Es wird Ihnen nur nichts nützen, verstehen Sie? Wer soll uns schon etwas anhängen? Können Sie mir das sagen?«

Wie soll man auf unsere Spur kommen? Glauben Sie denn, dass ich verdächtigt werde? Glauben Sie das wirklich, Sarah?«

»Es ist alles möglich.«

»Nein. Das sind Ausreden von Ihnen. Kann ich verstehen. Sie wollten sich Ihre Lage schönreden. Aber schauen Sie sich meine Freunde an, das sind Profis im Geschäft. Sie sind perfekt. Sie verkörpern die Organisation Omega. Wir helfen, Mrs. Goldwyn. Wir helfen den Menschen perfekt. Wir sorgen dafür, dass sie nicht mehr leiden müssen. Viele haben wir bereits unterstützt. Würden sie noch leben, dann würden sie uns auch ihre Dankbarkeit zeigen, aber sie können sich nicht aus dem Jenseits melden, das ist nun mal so. Deshalb machen wir weiter, immer wieder unserer Bestimmung folgend.«

Sarah wich ihrem Blick nicht aus. Sie wollte keine Angst zeigen. Die beiden Männer hielten sich zurück und mischten sich nicht ein, denn die Woodward war so etwas wie eine Chefin. Aber Sarah sah auch die Veränderung in den Augen dieser Person, die sie völlig falsch eingeschätzt hatte. Jetzt zeigte sie ihr wahres Gesicht. Nichts regte sich darin und das war auch bei den Augen der Fall. Sie schauten so gnadenlos und schienen das Innere der Horror-Oma sezieren zu wollen. Nein, diese Frau würde ihren Weg gehen, das stand für Sarah fest. Und sie würde ihn bis zum bitteren Ende gehen.

Trotz der bedrohlichen Lage, in der sich Sarah befand, war sie klar im Kopf. Es gehörte einfach zu ihr, dass sie auch

nachdachte und versuchte, hinter die Dinge zu schauen. Das hatte sich in diesem Fall auch nicht geändert.

Mit ihrer nächsten Frage überraschte sie Hilde Woodward. »Warum nur?«, fragte sie leise. »Warum nur tun Sie das alles? Warum begehen Sie diese Verbrechen? Was haben Sie davon?

Macht es Ihnen Spaß, andere Menschen sterben zu sehen? Oder steckt in Ihnen ein pervertiertes Helper-Syndrom? Wie muss ich das sehen?«

Hilde Woodward deutete ein Nicken an. »Das sind viele Fragen auf einmal, Mrs. Goldwyn und das in ihrer Lage. Alle Achtung. Aber ich kann Ihnen die Antwort geben. Es ist wichtig für mich und für unsere Organisation. Wir haben einen bestimmten Weg beschritten, den wir nicht verlassen. Es gibt andere Mächte und Kräfte, die hier ihre Zeichen gesetzt haben. Der Tod ist für viele sehr wichtig. Für uns auch und für ganz andere.«

»Dann steckt also mehr dahinter?«

»Das glauben Sie mal, Sarah.«

»Was?«

Hilde Woodward schüttelte den Kopf. »Nein, meine Liebe, nein. Sie werden sterben, ohne es je erfahren zu haben. Auch das müssen Sie mir abnehmen.«

»Nein, ich«

»Es reicht!«

Die letzte Antwort war in einem Ton gesprochen worden, der keinen Widerspruch duldet. Sarah schloss für einen Moment die Augen. Wieder hatte sie das Gefühl, wegzuschwimmen und auf den Wellen dahin zu treiben. Sie merkte auch, wie ihr Herz immer heftiger schlug und ihr die Beine schwer wurden. Es sah nicht gut aus und auf Hilfe konnte sie nicht hoffen.

Soll ich mir Vorwürfe machen?, dachte sie.

Nein, gab sie sich selbst die Antwort. Sie hatte getan, was getan werden musste. Die Dinge waren eskaliert. Damit hätte auch jemand wie John Sinclair nicht rechnen können und sie

erst recht nicht. Da hatte sich was aufgebaut, das keiner von ihnen hatte vorhersehen können. Ich habe in ein Wespennest gestochen und nun muss ich die Konsquenzen tragen, dachte sie. Das ist eben mein Problem.

Hilde Woodward nickte Sarah zu. »Ich denke, wir haben genug geredet. Es ist an der Zeit, Taten folgen zu lassen. Dass es keinen Sinn hat, sich zu wehren, wissen Sie.«

»Keine Sorge«, erklärte die Horror-Oma, »ich werde es Ihnen schon nicht so schwer machen.«

»Danke.«

Der Sarkasmus war nicht zu überhören gewesen. Obwohl die Woodward nichts tat, war ihr anzusehen, dass es für sie keine Umkehr gab. Sie würde ihren Weg gehen und nicht davon abweichen.

Sarah warf einen Blick auf die Schlinge. Der Graue hielt sie noch immer fest, aber er hatte sie gesenkt, so dass sie jetzt nicht mehr in hrer Augenhöhe baumelte. Sie hing nach unten durch, zitterte leicht, aber sie war nicht weniger gefährlich.

Sarah spürte den leichten Stoß im Rücken. Sie wusste, dass sie gehen musste und mit der rechten Hand deutete Hilde Woodward die Stufen der Treppe hoch. Auf dem ersten Absatz gab es die perfekte Gelegenheit, um die Schlinge an dem quer stehenden Geländer zu befestigen. Es war nicht hoch. Vielleicht ein Meter, bevor der nächste Treppenabsatz begann, der zum Dach führte.

Sarah ging.

Natürlich waren ihre Beine schwer und natürlich kam ihr in den Sinn, wie oft sie diesen Weg schon gegangen war. Sie erinnerte sich auch daran, dass ihr Leben in diesem Haus nicht immer gerade verlaufen war. Es hatte Angriffe gegeben. Von gefährlichen Hexen, von Dämonen und auch Monstern. Zusammen mit Jane Collins hatte sie die Angriffe abwehren können und vor Janes Einzug sogar allein.

Jetzt war sie allein. Es gab die Detektivin nicht hier in der

Nähe. Sie ging ihrem Job nach, was auch so sein musste. Schließlich war sie kein Kindermädchen. Das wollte Sarah auch nicht.

Sie war niemand, der andere Menschen einengte, aber jetzt wünschte sie sich schon, dass ihr jemand zur Seite stand.

John Sinclair und sein Freund Suko gehörten auch nicht zu den Hellsehern. Sie mussten sich an Fakten halten. Fakt war, dass es keinen Grund für sie gab, sie in einer lebensbedrohlichen Lage zu wissen. Also war sie allein.

Und allein stieg sie auch die Stufen hoch. Selbst jetzt wollte sie nicht zeigen, wie es in ihrem Innern aussah. Deshalb regte sich nichts in ihrem Gesicht. Sie hielt die Lippen zusammengedrückt, der starre Blick ihrer Augen war nach vorn gerichtet, und sie schaffte es sogar, ihre Gedanken auszuschalten.

Bei jedem Schritt klopfte ihr Herz bis zum Hals. Zum mindesten hatte sie den Eindruck, dass es so war. Sie spürte auch den leichten Schwindel und war bemüht, den Kontakt zum Handlauf nicht zu verlieren. Der Weg nach oben kam ihr vor wie eine Folterstrecke. Endlich wusste sie, wie sich jemand fühlte, der den letzten Weg ging und dort stehen blieb, wo der Henker auf ihn wartete. Es war ein verdammt schlechtes Gefühl, denn auch Sarah Goldwyn hing am Leben, obwohl sie schon über siebzig Jahre alt geworden war.

Hinter ihr hörte sie die Schritte der Frau. Und dahinter mussten sich die beiden Henker befinden, die darauf achteten, dass alles glatt lief. Obwohl sie in einer nicht eben beneidenswerten Lage steckte, musste Sarah an die Männer denken.

Wer waren sie? Wo kamen sie her? Sie wusste so gut wie nichts von ihnen, und sie hatte allmählich das Gefühl, dass sie zwar aussahen wie Menschen, jedoch keine waren. Dass hinter ihnen mehr steckte. Etwas Böses, Grausames, das tief in ihnen saß. Es konnte sein, dass sie Todesboten aus einer anderen Dimension waren. So etwas war der Horror-Oma durchaus bekannt. Nur wollte ihr das Motiv der Taten nicht einleuchten.

Warum töteten sie? Weshalb trieben sie alte Menschen in den Selbstmord, der in Wirklichkeit keiner war? Was steckte hinter der Organisation Omega, die wie ein Geheimbund aufgebaut war?

Sie hätte die Frage Hilde Woodward stellen können, aber sie ging davon aus, dass sie keine Antwort bekommen würde.

Die letzte Stufe. Ein letzter Schritt, dann hatte Lady Sarah die erste Etage, ihren Sterbeort erreicht. Sie tappte nach vorn und hielt sich am quer laufenden Geländer fest.

Sie warf einen Blick in den Flur. Er war nicht zu tief, dennoch überkam sie der Schwindel, was sie auch nicht als normal ansah. Alles hing mit ihrem Zustand zusammen.

Der Schweiß war ihr ebenfalls ausgebrochen. Lady Sarah spürte ihn nicht nur auf dem Körper, sondern auch im Gesicht. Für sie war es der Angstschweiß.

Hilde Woodward kam ihr nach. Sie lächelte und stellte sich von der Treppe weg, weil sie den beiden Grauen noch Platz schaffen wollte. Die Männer bewegten sich geschmeidig, fast raubtierhaft und es war auch nichts zu hören, wenn sie auftraten. Da schienen sich ihre Füße sogar aufzulösen.

Hilde umfasste Sarahs rechten Arm und zog die Horror-Oma vom Geländer weg. »Meine Freunde brauchen Platz, verstehen Sie?«

Sarah schwieg.

Der Mann mit der Schlinge bewegte sich auf das quer stehende Geländer zu. Es war der ideale Ort, um die Vorbereitungen für den als Selbstmord getarnten Mord zu treffen.

Es bedurfte keiner zu großen Intelligenz, um die Pläne zu durchschauen. Es war so verdammt leicht, das Ende des Seils um das Geländer zu schlingen und dann die Schlinge über den Kopf der Delinquentin zu streifen.

Danach musste sie springen.

Einfach nur in die Tiefe springen ...

Aber sie würde den Boden nicht erreichen. Irgendwo auf der

Strecke zwischen Geländer und Fußboden würde es knacken, und dann würde sie zur Ruhe kommen. Zu einer tödlichen Ruhe, einer Ruhe für immer ...

»Wir hätten es auch humaner anfangen können«, erklärte Hilde Woodward, »aber uns stand keine Zeit zur Verfügung, um uns erst lange Gedanken zu machen. Ich kann Ihnen aber versichern, dass meine beiden Freunde Fachleute sind. Ich habe sie angehalten, die Schlinge perfekt zu knüpfen, damit Sie nicht zu lange leiden müssen.«

»Hören Sie auf!«

»Bitte. Aber ich wollte sie nur beruhigen, damit Sie sich nicht noch mehr quälen. Das Erhängen kann eine verdammt lange und auch grausame Prozedur sein. Das will ich Ihnen gar nicht zumuten. Ich möchte, dass Sie so schnell wie möglich sterben sollen. Das bin ich Ihnen einfach schuldig. Schließlich hat das Heim auch etwas von Ihnen gehabt. In Happy Age wird man sich gern an Sie erinnern und Sie werden als Wohltäterin immer im Gedächtnis der Menschen haften bleiben. Diesen Trost kann ich Ihnen auf den Weg ins Jenseits mitgeben.«

Sarah hasste nicht die Person. Aber sie hasste den Zynismus, mit dem die Woodward ihre Worte geschmückt hatte. So mitfühlend sie sich auch gab, Sarah wusste sehr genau, dass es ihr Spaß bereiten würde, wenn sie in den Tod sprang.

Sarah senkte den Blick. Sie schaute zu, wie der Graue das Ende des Seils um das Geländer knotete. Er beließ es nicht nur beim Handlauf, er nahm noch die gedrechselten Stäbe als Stütze mit hinzu. Schließlich sollte sich der Knoten beim Springen nicht lösen, sondern durch den plötzlichen Ruck noch mehr zusammenziehen, wie auch der am Hals. Erst wenn diese beiden Faktoren zutrafen, war es perfekt.

Einer hatte den Knoten gedreht. Der zweite Graue ging hin und überprüfte ihn.

Er war zufrieden, was er mit einem Nicken andeutete. Dieses Nicken verursachte bei Sarah einen erneuten Schauer. Diese

Männer arbeiteten wie zwei Handwerker, aber sie waren die Handwerker des Todes. Darin lag eben der große Unterschied.

Auch die Woodward erkundigte sich noch. »Ist alles okay?«, fragte sie mit leiser Stimme.

Beide nickten ihr zugleich zu.

»Sehr gut!«, lobte sie und drehte Sarah den Kopf zu. »Es wird alles sehr schnell gehen.«

Die Horror-Oma gab keine Antwort. Sie merkte nur, dass ihr plötzlich übel wurde. Sie erlebte erneut den Schwindel, den sie nicht ausgleichen konnte. Sie hatte das Gefühl, die gesamte Umgebung würde sich vor ihren Augen drehen. Obwohl sie noch den Halt mit beiden Füßen fand, weichte der Boden auf, aber er öffnete sich nicht und befreite sie auch nicht aus ihrer Lage.

»Können Sie allein gehen, Mrs. Goldwyn?«

Sarah wollte sich keine Blöße geben. Sie nickte, obwohl es ihr schwer fiel. Es kostete sie eine irrsinnige Überwindung, sich in Bewegung zu setzen. Mit dem Übergewicht hatte Sarah nie zu kämpfen gehabt. In diesen langen Momenten aber fühlte sie sich an wie mit einem schweren Material gefüllt.

Zudem lief die Zeit scheinbar langsamer für sie ab. Sie erlebte alles doppelt so intensiv und wollte nicht zu dem Grauen hinschauen, der dicht vor dem Geländer stand und die Schlinge mit beiden Händen festhielt. Sie wippte leicht auf und ab, als könnte sie es nicht erwarten, sich endlich um den Hals der Frau zu legen.

Hilde Woodward sagte nichts mehr. Sie bewegte sich auch nicht. Aber sie stand wie auf dem Sprung, um notfalls eingreifen zu können, wenn es so weit war.

Es war plötzlich still geworden. Selbst Sarah sagte nichts. Aber sie nahm die wenigen Geräusche doppelt so intensiv wahr. Dazu zählte auch ihr Herzschlag. Jedes Mal, wenn das Herz klopfte, dann sandte es ein Echo ab und sie nahm den Widerhall in ihrem Kopf wahr.

Ein grausames Trauma würde sich für sie in den nächsten Sekunden verwirklichen. Das Grauen würde in sie hineingleiten wie ein kalter Schleim, der alle Gefühle fraß.

Sarah erreichte das Geländer. Sie streckte ihre Arme aus und legte beide Hände auf das gerundete Holz. Von hier aus schaute sie direkt nach vorn und auch in die Tiefe und ihr Blick verschwamm. Sie sah nichts mehr klar. Das war ein böser grausamer Traum, aus dem sie hoffentlich irgendwann wieder erwachte.

Bis sie die Berührungen der Hände an beiden Seiten ihres Körpers spürte.

Nein, das war kein Traum. Brutal wurde ihre Vorstellung zerissen. Sie träumte nicht, sie erlebte alles in der Realität. Und auch die würde bald verschwunden sein, wenn ...

Ein bestimmter Vorgang unterbrach ihre Gedanken. Während einer der Männer sie festhielt, hatte sich der zweite schon in Positur gestellt und das Ende des Seils mit der Schlinge angehoben. Sie wischte an Sarahs Gesicht hinab nach unten und sie erlebte dabei die ersten Berührungen.

Wenig später lag die Schlinge nicht nur auf ihren Schultern, sie umspannte auch den Hals - und wurde zugezogen.

Es ging alles so schnell, dass Sarah erst nachdachte, als es schon passiert war.

Die Schlinge hing fest!

Sehr fest sogar.

Aber noch nicht fest genug, denn einer der Grauen machte weiter und zog sie so weit zu, dass Sarah das Gefühl hatte, schon jetzt gewürgt zu werden und ersticken zu müssen. Ihren Hals spürte sie nicht mehr, sondern nur die verdammte Schlinge, die alles einklemmte und sie zwang, den Mund weit zu öffnen.

Sie schnappte nach Luft. Ihr Gesicht lief rot an, das spürte sie. Die wahnsinnige Angst kehrte zurück und aus ihrem offenen Mund drangen krächzende Laute.

Wieder lösten sich die Konturen in ihrer Umgebung auf. Sie hatte einfach das Gefühl, wegschwimmen zu müssen, aber sie behielt weiterhin den Kontakt mit dem Boden, obwohl es ihr nicht so vorkam.

Die Woodward hatte etwas bemerkt. »Scheiße, hoffentlich stirbt sie uns nicht schon vorher.«

Zwei Hände packten Sarah. Sie merkte sofort, dass es sich dabei um Frauenhände handelte. »He, jetzt mach keinen Mist, alte Frau. Verdirb uns nicht die Freude.«

Sarah wollte eine Antwort geben. Sie wollte auch noch kurz vor ihrem Tod Haltung bewahren, aber das war nicht mehr zu schaffen. Die andere Macht war stärker. Man kann nicht gegen sein Gefühl ankommen. Das Unterbewusstsein ist eine Macht, und es hatte sich in ein Wissen verwandelt, dass sie bald nicht mehr leben würde.

Hilde ließ sie los. Sie wandte sich wieder an ihre beiden Helfer. »Verdammst noch mal, das sieht bei ihr nicht gut aus. Die wird nie und nimmer allein auf das Geländer klettern können. Los, hebt sie an, und dann lasst sie springen.«

Die Grauen waren nichts anderes als Befehlsempfänger. Sie griffen zu und wieder zuckte Sarah Goldwyn zusammen. Der erste große Schwall der Angst war vorbei. Vor ihren Augen hatte die Umgebung ihre natürliche Klarheit zurückerhalten und sie erlebte die folgenden Sekunden wahnsinnig intensiv.

Die Männer brauchten nicht viel Kraft einzusetzen, um sie anheben zu können. Es war eine ihrer leichtesten Übungen und als Sarah den Kontakt mit dem Boden verlor, da kam sie sich vor wie jemand, der plötzlich wegfiel.

Das wäre genau der ideale Zustand gewesen. Dem Grauen und dem nahen Tod einfach wegzufliegen, doch genau das war ihr nicht vergönnt. Das reale Grauen ging weiter.

Man stemmte sie hoch, man schob sie nach vorn. Sie bewegte automatisch ihre Beine und hörte den Fluch der Woodward, bevor die Frau sie anschnauzte.

»Halte deine Füße still, Alte. Stellt sie auf das Geländer, verflucht noch mal!«

Da wusste Sarah, dass es keinen Sinn mehr hatte, sich zu wehren. Sie half auch nicht viel mit, denn die beiden Männer stellten sie so oder so hin.

Erst als sie auf dem Geländer stand und von dem Helfer an der Hüfte gehalten wurde, da wurde ihr bewusst, was da um ihren Hals klemmte. Sie merkte sehr genau das Kratzen der Schlinge, als befänden sich zahlreiche Nadeln innerhalb des Material.

»Ich werde dich anstoßen, alte Frau!«, versprach die Woodward flüsternd und fügte noch ein Lachen hinzu. Sie hatte Spaß daran, jemand ins Jenseits zu schicken.

Sarah Goldwyn wartete auf den grausamen Tod ...

Wer zuerst den Wagen erreichte, der sollte fahren. Da unser Rover bei uns im Wohnhaus in der Tiefgarage stand, mussten wir uns einen anderen besorgen. Die Fahrbereitschaft hatte uns den Schlüssel zur Verfügung gestellt, und es war Suko, der ihn abgefangen hatte.

»Ich werde fahren!«

»Okay.«

Wir waren beide sehr schweigsam, als wir uns auf den Weg zum Fahrzeug machten. Jeder hing seinen Gedanken nach, das stand fest, aber es waren keine positiven Gedanken, das lag ebenfalls auf der Hand. Wir hatten versucht, Sarah über Handy zu erreichen und keine Antwort erhalten. Auch ein Anruf über das Festnetz hatte nichts gebracht. Die Horror-Oma war nicht zu Hause, aber genau das wollten wir nicht bestätigen. Es gab Probleme, das sagte uns die Erfahrung. Lady Sarah war niemand, der sich so lange nicht meldete, wenn sie einen Auftrag übernommen hatte. Sie ging ihn stets mit Feuereifer an

und war manchmal schon zu übereifrig. Mochte es sein wie es wollte, ob Sieg oder Niederlage, eines vergaß sie nie, Sarah rief uns immer an, um uns über ihre Nachforschungen zu informieren.

Das hatte sie diesmal nicht getan. Wahrscheinlich war sie nicht in der Lage dazu, aber das hatte sie sich bestimmt nicht selbst zuzuschreiben. Daran trugen andere die Schuld und das waren bestimmt keine Chorknaben.

Wir konnten es beide nicht fassen und ich unterbrach das Schweigen. »Was kann ihr nur zugestoßen sein, dass wir keinen Kontakt zu ihr bekommen?«

Suko zuckte nur mit den Schultern. Klar, ich hatte auch keine Antwort erwartet, aber ich musste meinen Frust irgendwie loswerden. Die Furcht, dass Sarah etwas Schreckliches passiert sein konnte, nagelte mich förmlich auf den Sitz fest.

Der Hubschrauber wäre perfekt gewesen. Auch mit der U-Bahn hätten wir das Ziel schneller erreicht, aber wir hatten den Wagen genommen, um mobil zu sein.

Ich ärgerte mich ebenso über den Verkehr wie Suko. Auch wenn der Berufsverkehr vorbei war, Londons Straßen sahen aus wie von einer nie abreißenden krakenhaften Blechlawine verstopft.

Wohin wir auch fuhren oder schauten, es gab eben nur die verdammten Staus. Wenn wir uns bewegten, dann wirklich nur im Schritttempo.

Natürlich war die Stadt geschmückt worden. Christmas grüßte an jeder Ecke und von jedem Schaufenster aus. Alles lief wieder seinen normalen Gang, als hätte es den Schock der Terroranschläge nie gegeben. Aber das Leben musste weiterlaufen, man wollte die Käufer locken, doch ob das Geld tatsächlich so locker saß, war fraglich. Im Unterbewusstsein der Menschen wirkten die Ereignisse schon noch nach.

»Was kann sie herausgefunden haben, Suko? Was hat sie wieder ausgegraben?«

»Ich kann es dir nicht sagen. Es ist jedenfalls etwas gewesen, auf das wir nicht gekommen sind. Sie muss einige Schritte weitergekommen sein. Omega muss für sie kein so großes Rätsel sein wie für uns. Mehr kann ich dir auch nicht sagen.«

»Ja«, erwiderte ich stöhnend. »Genau das ist das Problem. Wir haben unsere tolle Technik angewendet und nichts herausbekommen. Aber Sarah hat die Spur gefunden.«

»Noch ist nichts sicher, John.« »Ich gehe einfach davon aus.« »Wir werden es herausfinden.« Da wir mal wieder feststeckten, griff ich erneut zum Handy und rief Sarah an. Ich hätte es mir sparen können, eine Verbindung bekam ich nicht. Mit einem Fluch auf den Lippen steckte ich den Apparat wieder weg und ich merkte, dass mir dieser Zorn die Röte ins Gesicht trieb. Ja, ich hatte Angst um die Horror-Oma. Ich bangte um ihr Leben. Ich wollte nicht, dass sie starb, aber ich wusste zugleich, dass dies nicht in meiner Hand lag. Es war mir auch nicht gelungen, den Tod des Abbe Bloch zu verhindern.

Ich will nicht behaupten, dass dieses Ereignis einen seelischen Bruch bei mir hinterlassen hatte, aber es war ihm schon gelungen, einiges zu relativieren. Ich sah mich plötzlich nicht mehr als der große Held, was ich sowieso nie gewesen war, aber es war Suko und mir oft genug gelungen, in allerletzter Sekunde einzugreifen, um den Tod eines Menschen zu verhindern.

Das war beim Anführer der Templer leider nicht der Fall gewesen. Jetzt befürchtete ich, dass es sich bei Lady Sarah wiederholen würde. Ausgerechnet bei ihr. Bei einer Frau, die für mich mütterliche Gefühle hegte. Sie hatten sich nach dem Tod meiner Eltern noch verstärkt. Für Sarah war ich so etwas wie ein Sohn. Nicht grundlos nannte sie mich oft »mein Junge«.

Ich hatte sie gewarnt. Wir hatten ihr eingeschärft, ihre Nase nicht immer in die gefährlichsten Dinge zu stecken. Sarah hatte sich auch zurückgehalten, doch ganz aufgegeben, wie es uns

am liebsten gewesen wäre, hatte sie nie.

Das würden wir bei ihr auch nie erreichen können. Dazu wusste sie einfach zuviel. Sie war zudem an unserer Arbeit interessiert und ging mit hellwachen Augen durch das Leben, beobachtet von Jane Collins, die bei ihr wohnte.

Aber die Detektivin war unterwegs. Sie ging ihrem Job nach und lebte nicht nur in den Tag hinein.

Was war tatsächlich geschehen?

Objektiv betrachtet konnten wir uns keine Vorwürfe machen. Wir hatten Sarah gebeten, nachzuschauen, ob sie etwas über eine bestimmte Organisation herausfand. Geheimbund Omega, eine Sterbehilfe. Nun, es gab ihn, er war ordentlich registriert, dieser Verein und ich erkannte auch die lauteren Absichten an, aber die Organisation, die wir meinten, musste schon etwas Besonderes sein und somit aus dem Rahmen fallen. Allerdings sehr negativ.

Eine Organisation, die sich im Geheimen gebildet hatte. Die mordete und ihre Taten wie Selbstmord aussehen ließ.

Warum? Welchen Grund hatte sie? Was steckte wirklich dahinter? Ich konnte mir vorstellen, dass es auch ums Geld ging. Dass Menschen, denen auf eine bestimmte Art und Weise »geholfen« wurde, ihr Vermögen der Organisation überschrieben.

Es wäre nicht das erste Mal gewesen. Und es war auch sicherlich nicht das letzte Mal. Solange es Menschen und eine Gesellschaft gibt, versuchen bestimmte Kräfte immer wieder, ihre eigene Suppe zu kochen, auch wenn sie mit den Gewürzen des Todes angereichert wurde.

Suko sah mir an, wie es mir ging. Er versuchte, mich zu trösten oder zu beruhigen. »John, was soll denn geschehen sein, verdammt? Nichts ist passiert ...«

»Sie hat sich nicht gemeldet.«

»Ja, ich weiß. Aber das ist kein Grund für uns, die Flinte ins Korn zu werfen.«

»Daran hatte ich auch nicht gedacht.«

»Dann ist es ja gut.«

»Aber ich kann auch nicht neben dir sitzen und locker sein.

Das musst du einsehen.«

»Keine Frage.«

Bis Mayfair war es eigentlich nicht weit vom Yard Building aus, aber unsere Probleme blieben. Je länger es dauerte, desto stärker breitete sich das Gefühl der Furcht in mir aus. Dieses Wissen, unter Umständen zu spät zu kommen, war nicht so einfach zu übertünchen.

Mich störte alles. Der Verkehr, der vorweihnachtliche Glanz und ich hatte einfach das Gefühl, als würde mich aus jeder Ecke die Fratze des Teufels angrinsen und kein bärtiges Gesicht eines Weihnachtsmannes.

Aber wir schafften es.

Ich jubelte nicht, als wir endlich in die Straße einbogen, in der Sarah wohnte.

Wie oft waren wir hier schon hergefahren. Nicht immer war alles glatt gegangen, denn das Haus der Lady Sarah war mehr als ein Mal ein Angriffsziel finsterer Mächte gewesen.

Wenn jemand je wie auf dem Sprung gesessen hatte, dann war ich das in diesem Fall. Ich starrte nach vorn, meine Augen bewegten sich. Ich suchte so gut wie möglich jedes Detail auf der Straße ab, ohne jedoch etwas Verdächtiges zu entdecken, was mich nicht ruhiger machte. Ich hatte einfach das Gefühl, dass sich das Böse verborgen hielt und zu einem bestimmten Zeitpunkt aus dem Versteck herausschnellte.

Da war nichts.

Die Bäume standen dort wie immer. Nur hatten sie längst ihr Laub verloren. Große und kleine Blätter lagen in den Vorgärten und warteten auf den ersten Schnee oder Frost.

Von der Straße und den Gehsteigen hatte man die herbstliche Hinterlassenschaft entfernt. Das Pflaster war nur an einigen Stellen trocken. An den meisten glänzte es feucht.

Suko wusste, was er mir oder uns schuldig war. Er fuhr nur noch im Schritttempo weiter, aber auch bei dieser Geschwindigkeit entdeckten wir keine Unnormalitäten.

Die Reifen schmatzten über das Pflaster hinweg, als wäre ein großer Mund dabei, zu schlürfen. Die Häuser mit den größeren Grundstücken hatten wir hinter uns gelassen. Wir rollten jetzt auf die zu, die dicht an dicht standen.

Ich kam einfach nicht gegen mein Gefühl an, aber ich hatte den Eindruck, dass ich zum ersten Mal die Straße entlangfuhr und das mit einem verdammt unguten Gefühl, das wie Säure unter meine Haut kroch. Mein Magen hatte sich leicht zusammengezogen, die Sinne waren gespannt - und dann sah ich etwas verdächtig Unverdächtiges, aber in einer Lage wie dieser achtete ich auf jede Kleinigkeit.

»Der Wagen da!«

»Wen meinst du?«

»Der vor Sarahs Haus steht, Suko. Direkt davor, wo sonst Janes Golf parkt.«

»Na und?«

»Ein schwarzer Van, John. Er kann ganz harmlos sein, muss es aber nicht.«

Suko wollte aus einer Mücke keinen Elefanten machen und sagte deshalb: »Da hat jemand eine freie Parklücke ausgenutzt. Das hättest du ebenso getan.«

»Sicher. Nur denke ich in diesem Fall anders. Ich kann es mir nicht erklären ...«

»Erkläre mir lieber mal, wo wir eine Parklücke finden sollen.«

Da hatte er Recht. Die Räume zwischen den Bäumen waren mit Autos vollgestellt. Uns blieb nur die Möglichkeit, den Rover in der zweiten Reihe abzustellen.

Das wollte Suko nicht. Er fuhr ihn deshalb halb auf den Gehsteig und ließ ihn dort stehen.

»Zufrieden?«

Ich winkte ab, löste den Gurt und war eine Sekunde später schon ausgestiegen.

Es regnete nicht, aber der Wind war feucht und wenn er unsere Gesichter traf, dann hatten wir das Gefühl, er würde regelrecht hineinklatschen. Wir stemmten uns gegen den Wind an, den wir im Wagen nicht gespürt hatten.

Ich erreichte den vor dem Haus abgestellten Van als Erster und schaute zunächst hinein.

Es brachte leider nicht viel, denn die hinteren Scheiben waren so geschwärzt, dass man hinaus -, aber nicht hineinschauen konnte. Da hatte ich schon mal das Nachsehen. Zudem sorgte die Verdunkelung der Fenster dafür, dass mein Misstrauen nicht eben geringer wurde.

Ich wartete, bis mich Suko erreicht hatte. Ihm genügte ein Blick, dann hob er die Schultern an. »Was willst du, John, auch das ist nicht ungewöhnlich.«

»Das weiß ich ja. Nur möchte ich alles registrieren, was ich hier in der Umgebung erlebe.«

»Wobei ich meine, dass das Haus wichtiger ist.«

»Keine Sorge, das packen wir auch.«

Es war natürlich kein Problem, durch den Vorgarten auf das Haus zuzugehen. Dass ich trotzdem zögerte, hatte damit zu tun, dass ich es mir zuvor genau anschauen wollte, denn mein Misstrauen war um keinen Deut gesunken. Auch wenn sich nichts tat und das Haus friedlich vor mir lag. Aber etwas störte mich.

War es zu ruhig?

Es gab Fenster an der Vorder- und auch an der Rückseite. Hinter den vorderen und nahe der Haustür lagen die Küche und eine Toilette. Weiter durch ging es zum großen Wohnzimmer mit dem Blick auf einen schönen und neu gestalteten Hof.

In der ersten Etage lag Sarahs Schlafzimmer, aber auch Janes kleine Wohnung konzentrierte sich dort. Unter dem Dach breitete sich das Archiv aus, das durch Janes Initiative unter

anderem mit moderner Elektronik bestückt worden war, doch auf ein Handarchiv hatte nicht verzichtet werden können.

So waren die Regale mit Büchern und Video-Kassetten gefüllt. Eigentlich wusste Lady Sarah auf jedes Thema eine Antwort, und jetzt hatten wir nichts von ihr gehört.

Ich ging langsam durch den Vorgarten, obwohl es mich drängte. Hinter den Fenstern an der Vorderseite hatte ich auf eine Bewegung gehofft, doch ich wurde enttäuscht.

Sarah Goldwyn, die wir so oft am Fenster gesehen hatten, erschien nicht, um uns zuzuwinken. Keine Hand bewegte die Gardine. Mir kam das Haus auch dunkler vor als sonst, aber das war sicherlich nur Einbildung.

Ich suchte auch im Vorgarten nach Spuren und war enttäuscht, weil ich keine fand. Auf den kleinen Rasenstücken lagen die Blätter der Platanen, die fast alles andere verdeckten. Das Gras hatte eine winterlich-bräunliche Farbe bekommen und die kahlen Büsche sahen aus, als wären sie mit Totenarmen bestückt.

Hinter mir hörte ich Sukos Schritte. Normalerweise hätte ich an der Haustür geklingelt, aber das verkniff ich mir. Sarah hatte mir einen Schlüssel von ihrem Haus überlassen.

»Für Notfälle!«, hatte sie gesagt und dabei sogar gelächelt.

Mir war das Lächeln vergangen, als ich den Schlüssel mit einer behutsamen Bewegung ins Schloss steckte. Ich wollte nicht normal aufschließen, sondern alles leise hinter mich bringen. Eben wie ein Dieb, der in ein Haus einsteigt.

Der Schlüssel ließ sich leicht drehen. Ich war schon froh, dass von innen keiner steckte. Aber ich stieß die Tür noch nicht sofort nach innen. Etwas hielt mich davon ab. Ich spürte plötzlich ein Brennen im Magen und bewegte die Tür so leise wie möglich nach innen, um niemand zu stören oder aufmerksam werden zu lassen.

Es war still, verdächtig still. Man hätte meinen können, dass sich niemand im Haus aufhielt, aber das stimmte nicht. Obwohl

ich nichts Verdächtiges vernahm, wusste ich, dass dieses Haus nicht menschenleer war. Es hielt sich jemand darin auf, auch wenn ich ihn beim Eintreten noch nicht zu Gesicht bekommen hatte.

Etwas berührte wie ein kalter Lappen meinen Rücken. Ich ließ die Haustür los und übergab sie Suko, der ebenfalls hinter mir herschlich.

Den unidentifizierbaren Laut hörten wir wenig später. Er musste von einem Menschen stammen, aber wir sahen die Person nicht. Wir wussten nur, dass sie sich im Haus aufhielt, und wenn mich nicht alles täuschte, dann war der Laut aus der ersten Etage erklingen.

Jetzt ging ich schneller.

Ich sah die Treppe, und dann hatte ich einfach das Gefühl, zu Eis zu werden ...

Als Bill Conolly mit seinem Porsche durch das Tor fuhr und den gewundenen Weg zum Haus hin nahm, stand seine Frau Sheila vor der Tür und kehrte Laub zusammen. Auf das hochgesteckte blonde Haar hatte sie eine Mütze gesetzt, und über den Oberkörper eine lange gelbe Jacke gestreift. Ihre Füße steckten in Stiefeln, sie sah in diesem Outfit aus wie die Gartenfee persönlich.

Bill wollte die Laubhaufen nicht zerstören und lenkte den Wagen vorsichtig darum herum. Erst an der Garage stoppte er und stieg aus. Er fuhr den Wagen nicht in die Garage hinein, obwohl das Tor offen war.

Sheila hatte ihre Arbeit unterbrochen und sich gedreht. Sie stützte sich auf den Besen und wirkte dabei wie ein Denkmal für Arbeiterinnen.

»Und? Erfolg gehabt?«

Bill blieb stehen. Er zuckte die Achseln. »Ich kann es nicht

bestätigen.«

»Das habe ich dir angesehen.«

Er winkte ab. »Wäre auch zu schön gewesen.«

»Was hat du jetzt vor?«

»Wenn du nichts dagegen hast, würde ich gern eine Tasse Kaffee trinken und etwas essen.«

»Kein Problem. Das hatte ich auch vor. Setz den Kaffee schon mal auf, ich ziehe mich nur um.«

»Gut.«

In der Küche kannte sich Bill aus. Die Bewegungen erfolgten automatisch, weil der Reporter zu sehr in seine eigenen Gedanken versunken war. Er ärgerte sich darüber, dass es ihm nicht gelungen war, die Spur der Selbstmörder aufzunehmen. Bill ahnte, dass mehr hinter dieser Aktion steckte, und das Bild der vergangenen Nacht wollte einfach nicht aus seiner Erinnerung verschwinden.

Immer wieder sah er die alte Frau auf der Straße liegen. Tot und mit gebrochenen Knochen. Sie hatte keine Chance gehabt, weil man ihr keine gelassen hatte.

Nachdem er das Geschirr auf den Tisch gestellt hatte, erschien Sheila in der Küche. Sie trug nicht mehr ihre Gartenkleidung und hatte auch die Schuhe gewechselt. Jetzt steckten ihre Füße in weichen flachen Tretern. Unter dem blauen T-Shirt malten sich ihre beiden Hügel ab, das Haar hatte sich zum Teil gelöst und ihr Gesicht war noch von der frischen Luft leicht gerötet.

»Gut siehst du aus.«

»O danke.«

»Das liegt bestimmt an der frischen Luft.«

Sie lachte Bill an. »Wer das sagt, der meint wahrscheinlich, dass ich öfter in den Garten gehen soll, um während der Arbeit frische Luft zu schnappen.«

»Ich hätte das Laub schon weggefegt.«

»Klar, das hättest du.« Sheila öffnete die Tür eines Küchen-

schranks. »Fragt sich nur, wann.«

»Das ist auch keine Aufmunterung.«

»Brauchst du die denn?«

»Heute schon.«

Sheila stellte eine Schale mit Weihnachtsgebäck auf den Tisch. »War es so ein Fehlschlag?«

Bill ließ sich mit der Antwort Zeit.

Er füllte Kaffee in zwei Tassen und nickte dann. »Von einem direkten Fehlschlag kann man nicht sprechen«, gab er zu. »Aber Spaß haben die Nachforschungen nicht gemacht, denn sie haben uns nicht weitergebracht.«

»Trotz des Hinweises auf Omega?«

Bill knabberte an einem Lebkuchen, während sich sein Blick irgendwie verlor. »Genau das ist das Problem, Sheila. Es gibt einfach zu viele Hinweise auf Omega. Man findet sie offen im Internet. Es gibt zahlreiche Organisationen, die unter diesem Namen aufgeführt sind und ich bezweifle, dass sie etwas zu verbergen haben, sonst hätten sie sich nicht so offen gezeigt. Aber das ist nun mal der Fall gewesen. Keiner von uns glaubt daran, dass wir im Internet die richtige Spur gefunden haben. So müssen wir zunächst mal abwarten.«

Sheila hielt die Tasse in beiden Händen und schaute über den Rand hinweg ihren Mann an. »Und das nimmst du einfach so hin, Bill?« Sie schüttelte den Kopf. »Nein, ehrlich, das kann ich mir nicht vorstellen.«

»Warum nicht?«

»Weil ich dich kenne.«

»Selbst John und Suko habe ich ziemlich ratlos gesehen. Ihnen steht eine Heidenarbeit bevor, denn trotz der Offenheit dieser Institutionen werden sie gezwungen sein, jede zu überprüfen und das nur, um nachzuweisen, dass es kein Selbstmord war, sondern Mord. Davon halte ich mich lieber fern, Sheila.«

Sheila Conolly lächelte hintergründig und auch irgendwie

wissend. »Wenn mir das ein anderer erzählt hätte als du, Bill, dann hätte ich ihm geglaubt. Bei dir allerdings habe ich meine Probleme. So einfach willst du aufgeben?«

Der Reporter schaute hoch. »Das habe ich nicht gesagt.«

»Aha. Jetzt kommen wir der Sache schon näher.«

»Nein, leider sind wir nicht nahe genug heran.« Er sah plötzlich traurig aus. »Da muss es noch etwas geben, Sheila. Das kann ich nicht so einfach hinnehmen. Irgendetwas stört mich daran und ich weiß, dass unter der Oberfläche etwas brodelt.«

»Klar, akzeptiert. Aber was willst du tun, Bill? Wie willst du die Oberfläche aufreißen?«

»Ich weiß es noch nicht. Ich habe auf der Fahrt hin und her überlegt, aber es ist wie verhext. Die Lösung ist mir leider nicht zugeflogen. Da müssen wir noch warten oder nach forschen.«

Sie hob die Augenbrauen an. »Nachforschen?«

»Sicher.«

»Wo denn?«

Bill trank seine Tasse leer. »Das ist nicht einfach«, gab er zu, »aber ich muss es tun.«

»Hier im Haus?«

»Ja.«

Sie lächelte. »Das lobe ich mir. Hast du vielleicht schon eine Idee?«

Er stülpte die Unterlippe vor. »Nicht wirklich, aber es könnte sich etwas daraus entwickeln.«

»Spann mich nicht auf die Folter.«

»Ich werde meine Beziehungen spielen lassen.«

»Verstehe.« Sie lehnte sich entspannt zurück. »Du willst einen Kollegen anrufen?«

»Genau.«

»Und wen?«

»Da gibt es einige, die das Gras wachsen hören und ich kenne auch welche, die mir noch einen Gefallen schuldig sind.«

Vielleicht kann ich da mehr erfahren.«

»Glaube ich nicht, dann hätte schon längst einiges in den Zeitungen gestanden.«

»Da bist du wieder im Irrtum. Manchmal sind die Informationen auch so vage, dass selbst die Typen, die normalerweise das Gras wachsen hören, sich nicht trauen, daraus eine Geschichte zu machen.«

Sheila blieb skeptisch. »Ich traue der Sache trotzdem nicht. Aber das ist dein Problem, nicht meins. Um noch mal darauf zurückzukommen, Bill, an wen hast du denn gedacht?«

»An Donald Bumb.«

»Was? An Bumby?«

»Ja, an ihn.«

Sie verzog das Gesicht, als hätte sie ihren Kaffee mit Salz gewürzt. »Nee, den mag ich nicht. Der ist mir zu schmierig. Zu aalglatt und auch zu schleimig.«

»Ja, so kann man ihn sehen. Aber in seinem Job ist er top. Du brauchst dich ja nicht mit ihm abzugeben.« Bill blickte auf die Uhr. »So wie ich ihn kenne, ist er zu Hause. Sein Job beginnt erst am späten Nachmittag und geht bis zum anderen Morgen. Er ist meist unterwegs.«

»Ruf ihn an, wenn es dich glücklich macht.«

»Willst du mithören?«

»Danke, ich kann auf seine Stimme sehr gut verzichten. Das siehst du doch ein - oder?«

»Ich kann dich hundertprozentig verstehen.«

»Super.«

Bill griff zur Kanne, schenkte die Tasse noch mal voll und nahm sie mit in sein Arbeitszimmer, wo er sich hinter den Schreibtisch setzte. Es war noch einer dieser alten und großen Chefschreibtische, auf dem ein Computer nebst Drucker und auch ein Laptop standen, ohne zu stören.

Bill suchte ganz almodisch in einer Rollkartei nach der Nummer des Kollegen und wartete noch mit dem Anruf. Er

überlegte, ob er sich richtig verhielt. Donald Bumb war ein Mensch, der auf den Anruf reagieren würde wie ein Hai, der Blut gerochen hatte. Er würde Bill Fragen stellen und nicht aufhören zu bohren, so dass Bill ihn schon locken musste.

»Kann sein, dass es gut geht«, sagte er und tippte die Nummer an.

Bumby war jemand, der durch London schlich wie die Katze in der Nacht auf der Mäusesuche. Er kannte auch keine Grenzen. Er bewegte sich bei den oberen Zehntausend ebenso sicher wie bei den unteren. Wenn man ihn durch die Vordertür aus dem Haus warf, dann kroch er durch die Hintertür wieder hinein.

Es gab Prominente, die ihn fürchteten, und es gab andere, die ihm Material zuschoben. Aber er lebte nicht nur von Klatschgeschichten, sondern hatte durch seine Hinweise schon manche Skandale ins Rollen gebracht, was ihm natürlich jede Menge Feinde beschert hatte. Er war schon so oft bedroht worden, dass er darüber gar nicht mehr nachdachte. Einmal war er auch zusammengeschlagen worden und hatte fast zwei Monate im Krankenhaus gelegen.

Die Schläger aber und deren Auftraggeber, ein Mann aus dem Oberhaus, waren zur Rechenschaft gezogen worden. Besonders der Politiker, der es mit Minderjährigen getrieben hatte.

Andere hätten vielleicht aufgelegt, aber Bill Conolly besaß die nötige Geduld, um abzuwarten. Wenn Bumb nicht zu Hause war, schaltete er den Anrufbeantworter ein, weil er auf keinen Fall etwas versäumen wollte.

Da das Gerät nicht lief, wartete Bill ab. Er grinste vor sich hin, als endlich abgehoben wurde und sich der Kollege meldete. Er tat es mit einem Fluch.

Spätestens jetzt hätten Anrufer aufgelegt, die sich verwählt hatten, aber das hatte Bill nicht.

»Komm mal zu dir, Bumby.«

Der Fluch verstummte. He ...?«

»Bist du nüchtern?«

»Ich war nie besoffen!«

»Gut, bist du wach?«

»Kommt darauf an, wer spricht!« Seine Stimme hörte sich jetzt schon besser an.

»Bill Conolly.«

»Ahhh ...« Jetzt war Donald hellwach. »Das darf nicht wahr sein? Bist du es wirklich oder träume ich?«

»Nein, du träumst nicht.«

»Moment, ich muss mich mal eben setzen, denn wie ich dich kenne, rufst du mich nicht zum Spaß an.«

»Bestimmt nicht.«

»Also. Worum geht es?«

»Bist du wirklich wach?«, fragte der Reporter.

»Ja, verflucht. Wenn ich es dir doch sage. Ich bin topfit. Das bin ich immer, wenn jemand anruft, der mich nicht nur belabern will. Da brauche ich bei dir ja keine Angst zu haben. Wie heiß ist das Eisen und wie stark glüht es?«

»Du könntest mir helfen, es heißer zu machen.«

»Dann raus damit.«

»Das ist nichts für die Zeitungen, Bumby. Noch nicht. Solltest du dich nicht daran halten, mache ich dich fertig. Und du weißt, dass ich das kann.«

»Okay, Conolly, wir kennen uns doch. Schließlich bürgst du mit deinem guten Namen.«

»Lass den Spott und hör zu.«

Bill sprach nicht davon, dass er sich bereits mit John Sinclair in Verbindung gesetzt hatte. Er berichtete von seinem nächtlichen Erlebnis und interpretierte den angeblichen Selbstmord als vorsätzlich herbeigeführten Mord.

»Und wie ich hörte, Bumby, ist das nicht der einzige Fall gewesen. Du hörst doch mehr als das Gras wachsen. Sind dir vielleicht andere Fälle zu Ohren gekommen?«

»Tote alte Leute?«

»Ja.«

»Für sie interessiert sich doch niemand. Wer alt ist, der ist auch weg vom Fenster.«

»Ich kenne unsere Gesellschaft. Es ist leider so. Das brauchst du mir nicht zu sagen.«

»He, sei nicht eingeschnappt.«

»Du weißt also nichts?«

Ein meckerndes Lachen erreichte Bills Ohr. »Das habe ich nicht gesagt. Mich jucken die Alten nicht, aber du hast auch etwas anderes erwähnt, alter Schnüffler. Diese Organisation Omega.«

»Habe ich. Kennst du sie?«

»Klar.«

Die Antwort kam Bill zu schnell. »Nur damit wir uns richtig verstehen, Bumby, ich meine nicht die offiziellen Sterbehilfsorganisationen, die unter diesem Begriff firmieren, ich denke da an eine Organisation, die mehr im Geheimen oder im Untergrund arbeitet.«

»Ich auch.«

Jetzt hörte Bill wieder zu. »Und was gibt es darüber zu berichten?«, fragte er.

»Was würdest du tun, wenn du schwer erkrankt bist und nicht mehr leben willst?«

»Ich würde mich fügen.«

»Ja, du. Aber andere nicht. Ich habe gehört, dass man sein Leben verkürzen kann. Man wendet sich an die netten Menschen von Omega, dann wird einem geholfen.«

»Das weißt du?« »Klar.«

Bill schüttelte den Kopf, obwohl es der andere nicht sehen konnte. »Und du bist der Sache nie nachgegangen? Das kann ich mir einfach nicht vorstellen.«

»Bin ich lebensmüde, Bill? Was glaubst du, wie viele Gerüchte hier in London kursieren? Da ist immer was Wahres daran, aber ich hole mir nicht alle hervor. Die Zeit im Kran-

kenhaus hat mir gereicht. Erst wenn ich sicher bin, dass mir nichts passieren kann, schlage ich zu. Nach New York ist auch bei mir etwas anders geworden, kümmere ich mich mehr um Klatschgeschichten. Denen sind die Leute mehr zugetan als harten Action-Skandalen.«

»Trotzdem weißt du was?«

»Das ist möglich.«

»Dann rück raus damit.«

»Nein, wir werden uns treffen, Conolly, und dann werde ich dir etwas sagen. Aber ich warne dich schon jetzt. Die Firma Omega hat einen nicht sehr guten Ruf.«

»Warum nicht?«

»Weil es heißt, dass sie mit der Hölle im Bunde steht,« erwiderte Donald Bumb und lachte laut...

Ende des ersten Teils